

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Nikolaiken	307
Wilhelm Haas. Von Heinrich Spiers	321
1808. Von Karl Schmitz	326
Egil Skallagrímsson. Von Arthur Henius	334
Erbinis Musik. Von Friedrich Heßler	340
Knixigen. Von Schaeffer, Brandenburg, Julia Virginia, Lasker, Oswald, Deutsch	342
Symptoms. Von Leden	345

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des **Bankhauses Carl Neuburger,** Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen
 Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSODORF**

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni
 d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u.
 Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der
 See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glassalle, 2000 Personen fassend, Restaurant
 mit vornehm. franzö. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentral-
 heizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist ges. geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hocheleg., v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Siegel sind eins. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitz sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf

nur: **Orthozentrische Kneifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132,**
 3 Min. v. Potsdamerpl. Man achte genau auf Firma. Komplettes Musterlager von bewussten Operngläsern und Feldstechern,
 welche durch spezielle Korrekturen Fehlsichtigkeiten und unter sich verschiedenen Augen individuell angepasst werden.

**Hervorragendes Tafel-
 und Gesundheits-Wasser**

Wamedy
 Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 1. September 1906.

Nikolaiten.

Aptekarskij Ostrow, die Apothekerinsel, heißt seit fast zweihundert Jahren der Stadttheil, wo, in der Zeit zwischen den Siegen bei Poltawa und bei den Olandsinseln, Peter Alexejewitsch Heilkräuter pflanzen, mitten im Newadelta einen Botanischen Garten anlegen ließ. Solchen Garten hatte in Europa jede Hauptstadt; Peters Residenz sollte auch einen haben. Fruchtbares Land, dem die Frühjahrsüberschwemmung kaum schadet und das unterm Sommermond in südlicher Ueppigkeit prangt. Die Petersburger, die zu Wohlstand gelangt waren, bauten sich hier und auf den anderen Newainseln Landhäuser, die sie bezogen, wenns in der Stadt zu heiß wurde. Auch für den Minister des Inneren, der in jeder Jahreszeit erreichbar bleiben muß, war hier eine kleine Datscha gebaut worden. Da hauste jetzt Peter Arkadijewitsch Stolypin. Und vergaß, wenn er die jungen Kinder durch den Garten springen sah, für Stunden beinahe die Last und Gefahr seines Amtes. Bald fünf Wochen Ministerpräsident. Bisher war Alles leidlich gegangen. Die Mehrheit des Volkes hatte, als sei sie von einem Nachtalben befreit, aufgeathmet, da sie erfuhr, die grausige Pösse der Gossudarstwennaja Duma sei zu Ende gespielt. Der Versuch, die nationalliberalen Monarchisten, die gemäßigten Männer der Partei vom siebengehnten Oktober ins Ministerium zu fördern, war freilich mißlungen. Doch das Land immerhin ruhiger geworden. Der wiborger Aufruf der Demagogen ohne Wirkung verhallt. Peter Arkadijewitsch rieb die Hände. All die klugen Leute, die ihm damals gerathen hatten, das Kumpsparlament in Wiborg umzingeln, die Demonstranten, die zur Weigerung der Wehr- und Steuerpflicht aufriefen, verhaften und als Hochverräther nach Sibirien bringen zu lassen, mußten nun erkennen, daß er klüger gewesen war. Er schwor, als Liberaler, nicht auf Atja-

low's Evangelium, glaubte ihm aber, daß man dem sittlichen Instinkt des russischen Menschen vertrauen dürfe. Wollte es auch ferner thun. Anständig regiren. Keinen Mißbrauch der Amtsgewalt dulden. Die „Gesellschaft“ (das Schlagwort der Westgucker aus den vierziger Jahren ist wieder beliebt geworden und bezeichnet Alles, was nicht zur Routier-Bureaucratie, zum verfeuchten Tſhin gehört), die patriotische und geistig reife *société* für sich gewinnen. Die Terroristen niederzwingen und für Ordnung sorgen. Schnell den Bauern beweisen, daß ihr altes Hoffen nicht unerfüllt bleibt; daß der Kaiser bereit ist, ihnen einen Theil der Apanagengüter zu überlassen. Dann konnten die Wahlen zur neuen Reichsduma beginnen. Das Volk würde einsehen, daß es ernste, verständige Männer, nicht Schwäpper und wilde Narren, nach Petersburg schicken müsse. Mit solchen Elementen war gedeihliche Arbeit im Taurischen Palast möglich. Sind wir denn nicht Alle Russen? Haben wir nicht das selbe Ziel? Goremykins Hauptfehler war, daß er als Staatshaupt der Duma die Tenne leer ließ. Ich werde ihr so viel Arbeit geben, daß sie gar nicht zum Schwagen kommt und zunächst mal ein paar Monate lang zu thun hat, um mit dem Bündel unserer Gesetzentwürfe fertig zu werden. *Ca ira!* Wunderlich, daß sich Einem gerade das Wort aus dem Carillon National auf die Lippe drängt. Folge des ewigen Geredes von der Großen Revolution. Unsinn. Wir leben nicht anno 1792. Wir werden die Krankheit überwinden. Zweifelt Ihr, ob mirs an gutem Willen fehlt? Keiner. Kennt Ihr mich als ehrenhaften Mann? Alle. Fürchtet Ihr, ich könne zu früh erlahmen? Sicher nicht. Wie in Sebastopol mein Vater Arkadij Petrowitsch, werde ich ausharren, so lange der Kaiser mich auf meinem Posten läßt. Und einstweilen darf ich mich seiner Gnade rühmen. Er weiß, daß er an mir einen redlichen und reinlichen Diener hat, der Alles dran setzen wird, Rußland wieder Ruhe und inneren Frieden zu schaffen. . . Ungefähr so sprach der Ministerpräsident wohl auch, als er am fünfundzwanzigsten Augusttag in seiner Datscha die Gäste empfing. Der Nationalgruß, schrieb Matthiffon im März 1792 aus Frankreich, ist hier jetzt: *Ca ira*; und die Antwort lautet gewöhnlich: *Cela va*. Ungefähr so wars auf Aptelarskij Ostrow. Zuversichtliche Stimmung. Die Lakaien serviren Thee, russisches Konfekt, Cigaretten. Plötzlich ein Krach. Die dünnen Wände des Landhauses bersten. Der Balkon stürzt herab. Dreißig Tote, dreißig Verwundete. Sechzig Opfer einer Bombe, die moskauer Verschwörer ins Haus geschmuggelt haben. Stolypin ist unverletzt. Seine fünfzehnjährige Tochter ist an beiden Beinen schwer verwundet, seinem dreijährigen Söhnchen ein Hüftknochen gebrochen. Nikolai Alexandrowitsch telegraphirt: „Ich finde keine Worte, um meiner Entrüstung Ausdruck zu ge-

ben". Und Peter Arkadjewitsch erklärt, er werde, trotz diesem Erlebnis, unbeirrt auf dem Weg bleiben, den er, als Nachfolger Goremykine, als der Mann, der zur Auflösung der Reichsduma zu rathen wagte, im Juli beschritten habe.

Werde also auch künftig liberal regiren. Das hatte man von ihm erwartet, als man ihn auf den Platz Durnowos rief. Durnowos, den Europa, weils in den Zeitungen stand, für einen starren Reaktionär hielt; und der sein Leben lang doch nur ein gewissenloser Abenteurer war. Spieler und Schürzenjäger. Als er, unter Alexander dem Dritten, bis zum Chef der petersburger Polizeiverwaltung gebracht hatte, hielt er sich ein Mädchen, das auch intimen Verkehres mit dem Gesandten Spaniens verdächtig war. Die Huldin leugnete natürlich. Durnowos wollte Klarheit, ließ die Korrespondenz des Spaniers überwachen und erbrach die an die gemeinsame Freundin gerichteten Briefe. Als der Gesandte dahintergekommen war, fuhr er zu Giers, der damals noch das Auswärtige Amt leitete, und forderte wüthend Genugthuung für diesen groben Verstoß wider die Rechte der Territorialität. Giers meldete die Sache dem Kaiser; und Alexander, der in Rechtsfragen unbittlich war, schrieb an den Rand des Berichtes: „Fort mit dieser Kanaille!" Durnowos' Karriere schien für immer beendet. Ward aber nicht. Der Weggejagte blieb in guten Bezieh-

ungen zum Kaiser des Finanzministeriums. Übersteuerte er nach, als alles nichts stund schon der kleine Nika sah, eines Tages mit der Bitte um fünfzigtausend Rubel ein, die er zur Deckung eines Verlustes brauche. Sergej Juljewitsch Witte war in der Wahl seiner Werkzeuge niemals heikel. Er sah sich den Bittsteller an. Ein pfiffiger Keel, in alle Sättel gerecht und jetzt, nach den Tagen der Sexualhige, auch arbeitsam. Den fest an sich zu ketten, war vielleicht nützlich. Zwanzigtausend Rubel, sprach der Mächtige, will ich Ihnen geben; die anderen dreißigtausend wird Ihnen, wenn ich dazu rathe, Sipjagin (der Minister des Inneren) vorstrecken. Sipjagin war ein vornehmer Bojar, der nicht gern arbeitete und seine schönsten Stunden erlebte, wenn er in seinem mit altrussischer Pracht ausgestatteten Haus den Gossudar bewirtheten durfte. Der fügte sich, nahm Herrn Durnowos auch als Adjunkten ins Ministerium. Dieser Mann, sagte ihm Witte, ist der zuverlässigste, den Sie finden können, und wird Ihnen die Last der Arbeit beträchtlich erleichtern. Wunder schön. Die Randbemerkung Alexanders war längst ja vergessen und der neue Pharao wußte nichts von Joseph. Durnowos hatte sein Geld, hatte eine einträgliche und wichtige Stellung: und würde Witte für immer verpflichtet bleiben. Sipjagin wurde (wie es in Rußland der Brauch ist: von einem Studenten) ermordet und Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe zur Nachfolge berufen. Inzwischen hatte, nach Subatows Moskauer Experiment,

im Finanzministerium die heimliche Mächlerei mit dem Papen Gregorij Gapon begonnen. Fand ihn Durnowo? Jedenfalls wußte der Adjunkt, wußten die Minister Sipjagin und Plehwe so gut wie Witte und der Polizeichef General Boulou, daß der Pope aus Staatsmitteln einen Monatsold beziehe. Er sollte das Proletariat der Hauptstadt „organisiren“; so, versteht sich, organisiren, daß der kluge Finanzminister es in der Hand behielt. Durnowo bürgte dafür, daß Witte rasch Alles erfuhr, was im Ministerium des Innern geschah und geplant ward. Plehwe wurde gewarnt, antwortete aber, er halte den Mann schon im Zaum und werde ihm, sobald es Zeit sei, den ihm gebührenden Fuftritt geben. Dazu kam's nicht. Am achtundzwanzigsten Juli 1904 riß eine Bombe Wittes gefährlichsten Feind aus allzu thätigem Leben. Er war, in der gepanzerten Kutsche, zwischen Schuhmännerhecken, nach dem Bahnhof gefahren, um seinem Herrn in Peterhof die Aktenstücke vorzulegen, die Wittes Verbindung mit den Revolutionären beweisen sollten. Denn Witte war zwar nicht mehr Finanzminister, war nur noch (als Nachfolger des älteren, unserm Helden nicht verwandten Durnowo) Präsident des ohnmächtigen Ministerkomitees, konnte morgen aber, als Arrangeur der Handelsverträge, wieder in die Sonne kommen; und sollte vorher unschädlich gemacht werden. In seinem Portefeuille hatte Plehwe Alles hübsch beisammen. Diesen Schlag konnte Sergej Juljewitsch nicht überleben. Doch der procureur parvenu kam nicht bis ans Ziel. „Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen“, konnte, wie Burleigh zu Leicester, Durnowo zu dem Gönner sprechen. Und dabei doch spöttisch lächeln. Denn die Mappe mit den Beweisstücken war gerettet und Plehwes ältestem Adjunkten übergeben worden: Herrn Durnowo. Der wußte, als ein zur Dankbarkeit verpflichteter Mann, was er zu thun habe. Mit strahlender Miene, mit dem seligen Blick Eines, der endlich vergelten könne, überreichte er dem Patron alle unerheblichen Dokumente (die Plehwe miteingepackt hatte, um die Wucht der Hauptanklage zu mehren) und behielt nur die wichtigsten. Verwehrte sie sorgsam. Witte, der davon nichts ahnte, war überzeugt, daß er sich in dem Manne nicht getäuscht habe. Doch einmal ein wirklich dankbares Gemüth! Und war gewiß sehr zufrieden, als der treue Knecht Minister des Innern wurde. Der selbe Gentleman, den Nikas Vater eine Kanaille genannt und mit Schimpf und Schande entlassen hatte. Keine Gefahr mehr. Die Sachen mit Gapon, mit Uchatow und anderen Demagogen kamen nicht ans Licht; konnten nicht mißdeutet werden. Das Eisen blieb im Feuer. Noch 1905, lange nach dem blutigen Epiphaniensfest, mußte der Handelsminister Timiriajew, auf Wittes Weisung, Gapons Gehilfen Matjuschenksij, den ein Geheimpolizist ihm vor-

führte, dreißigtausend Rubel auszahlen. Der Pope hatte so viel Geld, daß er große Reisen machen, in Paris bei Marguery essen, in Monte Carlo spielen konnte. Als er heimgekehrt war, belästigte die Polizei ihn nicht. Er, der am einundzwanzigsten Januar 1905 den Zug vor dem Winterpalais geführt, in Manifesten den Zaren geschmäht und der schwersten Verbrechen beschuldigt hatte, durfte im November 1905 Arbeiterversammlungen präsidieren und in Petersburg frei herumlaufen. Ein Steckbrief war gegen ihn ergangen; doch kein Büttel legte Hand an ihn. Auf dem Weg zum Bett einer hübschen Jüdin ist er dann, von einem anderen Agenten der Regierung, ermordet worden; und hat noch ein stattliches Sümmdchen hinterlassen. Wieder Einer, der zu rechter Zeit starb . . . Die Hohe Excellenz Durnowo aber wurde nun schwierig. Schien ein Vergnügen darin zu finden, Alles zu thun, was Sergej Juliewitsch, dem Ministerpräsidenten, mißfallen mußte. Und war selbst von dem Sieger von Portsmouth nicht niederzuringen. Witte konnte ihn vor dem Ohr fremder Journalisten den Hört der Reaktion und den Anwalt des Weißen Schreckens nennen. Aber nicht aus dem Amte drängen. Denn Durnowo hatte Plehwe's Beweismittel: und mit einem so gerüsteten maître-chanteur war nicht zu spaßen. Dessen Ansehen wuchs noch, als er die Strikewuth der Eisenbahn- und Postbeamten wider Erwarten schnell gezähmt hatte. Witte hat in den letzten Jahren viel Glück gehabt. Seine stärksten Gegner, Plehwe, l'incorruptible, und der Großfürst Sergej Alexandrowitsch, wurden gemordet. General Trepow wurde sein Freund und blieb, als er den Grafen Witte menschlich nicht mehr schätzte, der eifernde Bewunderer seiner staatsmännischen Kunst. Pobedonoszew war morsch geworden und hoffte nicht mehr, seinem Willen am Hofe Gehör zu schaffen. Gapon verrückelte, ehe er plaudern konnte. Nur Durnowo war unüberwindlich. Dieser mittelmäßige Kopf, der als willenloses Werkzeug dienen, für Lebenszeit zu unterwürfiger Dankbarkeit verpflichtet sein sollte war, im Besitz des plehwi'schen Aktenbündels, dem klügsten russischen Politiker überlegen. Dem drohte beim ersten dreisten Angriff die Gefahr des chantage. Zugleich mit Witte erst schied auch „diese Kanaille“ aus dem Reichsdienst.

Die Duma kam in Sicht; und die Erbweisheit asiatischer Herrscher empfahl, neue Männer auf die Bresche zu stellen. Wahrscheinlich würden die Semstwomänner das große Wort führen. Die Leute, die in den Landgemeinden Jahre lang zwar ihre Pflicht versäumt, weder für brauchbare Wege noch für andere Meliorationen gesorgt hatten; nun aber genau wußten, was dem Reich fromme. Denen stellen wir Goremykin, der gegen Witte so zäh das Recht der Semstwo's vertreten hat, als Zielscheibe hin. Und zum Minister des Inneren

machen wir Stolypin. Der ist sauber, denkt nur an den Staat, nicht an den eigenen Vortheil, kennt, als tüchtiger Landwirth, die Agrarverhältnisse der Wolga-Gouvernements, ist liberal und hat in Saratow den Räuberhaufen doch eine feste Hand gezeigt. Die Beiden müssen mit der Sprudeljugend des Parlamentes fertig werden. Müssen? Ein Genie hätte mit dieser Duma nicht zu arbeiten vermocht. Deren Mehrheit wollte auch gar nicht arbeiten. Forderte einfach Alles, was, wie sie selbst wußte, um keinen Preis gewährt werden konnte. Volksrechte, die in den civilisirtesten Theilen Europas noch nicht erstritten sind. Für die Bauern nicht nur die Kron-, Apanagen- und Kirchengüter, sondern auch die Latifundien der großen Grundherren. Woher die zu solcher Expropriation nöthigen Milliarden kommen sollten, kümmerte sie nicht. Eben so wenig die Frage, ob der mittellose, unwissende Bauer im Stande sein werde, die ihm zugetheilte Fläche rationell zu bewirthschaften. Was lag daran? Das Wichtigste war, jede mögliche Konzeßion der Regierung durch lautes Heischen von vorn herein zu überbieten. Beh Jedem, der sagte: „Der Zar hat ein ungeheures Stück ererbter Macht abgetreten. Die Minister zeigen guten Willen. Wir wollen das Vergangene vergangen sein lassen und gemeinsam mit der Regierung den Weg suchen, auf dem unserem unglücklichen Volk vorwärts zu helfen ist.“ Nein. Geschrei und Geschimpf. Ohne die Spur eines schöpferischen Gedankens. Leute, die kaum den Durchschnitt der russischen Bildung erreichten und in dem von Woljasow aus triftigen Gründen weggelobten Bankbeamten Herzenstein ein lumen civitatis bestaunten, wähnten sich berechtigt, Männer von der Erfahrung Kowzew's und Goremykin's, Stolypin's und Schwanebach's wie die böse Hutejungen abzustrafen. Natürlich: sie repräsentirten ja die „Gesellschaft“ und hatten die Stimmzettelteihe empfangen. Da die Reputiers oft als unzulänglich, oft als korrupt erwiesen sind, ist die Routine das größte aller Uebel und Unkenntniß der Staatsgeschäfte die Vorbedingung nützlichen Wirkens. Der abgeschüttelte Beamte, der, als nun vom Volk frei Erklärter, das Ressort, in dem er allzu lange geduldet worden war, wie den schmutzigsten Höllenpfuhl malte, durfte auf drohnenden Beifall rechnen. Niemand fragte ihn: „Und das Alles, werther Kollege, hätten Sie noch länger mitgemacht, wenn Sie nicht fortgejagt worden wären?“ Der Minister, der den Mund aufzuthun wagte, wurde niedergebrüllt. In keinem Lande der Erde hätte solches Parlament auch nur eine Woche lang unangefochten gelebt. Daß es aufgelöst werden müsse, war schon in den ersten Julitagen keinem Minister mehr zweifelhaft. Ob für diesen Entschluß aber der Kaiser zu haben war?

Der mit Zeitungsberichten gefütterte Europäer sieht den Sohn Alexanders noch immer in falschem Licht. Im Hintergrund links Maria Feodorowna,

die „herrschsüchtige Kaiserin-Mutter“; rechts Pobedonoſzew, der Fürst der Finsterniß, neben dem der hohläugige Toledaner wie der behäbige Nachtportier eines Provinzgasthofes wirken würde; in der Mitte die Häupter der weltberühmten Großfürstenpartei. Und vorn ihr gelehriger Zögling. Nur schwach, sagt der Eine; schon ein Bösewicht, raunt der Andere. Alle sind in der Ueberzeugung einig, daß Nikolai Alexandrowitsch „reaktionär“ ist, immer, unter dem Einfluß der Schrecken sinnenden Kamarilla, den Ausdruck des Volkswillens mit roher Gewalt hindern möchte und nur aus Furcht manchmal zurückweicht. Kein Zug des täglich illuminirten Bildes ist ähnlich. Maria Feodorowna war seit dem Tod ihres Mannes für die Gewährung einer Konstitution, weil sie vor allen Anderen ahnte, daß der neurasthenische, unter Martern reichlichem Alkoholgenuß entwöhnte Knabe die Mühe des Monomachos nicht tragen könne. Pobedonoſzew hat keine Macht mehr, will keine mehr haben, ist seit Monaten nicht in den goldenen Zarenkäfig gekommen und siecht, ohne Beziehung zum Hof, mählich dahin. Eine Großfürstenpartei giebt es nicht. Michael Alexandrowitsch, der dem Vater ähnelt, wie der Vater die Folgen schlechten Regimentes vor Augen sah (und eine Weile des Landes Hoffnung war), hält sich still und zeigt, auch wenns draußen stürmt, eine lächelnde Miene. Seit Alexandra Feodorowna einen Sohn geboren hat, käme Michael als Regent nur noch in Betracht, wenn sein Bruder sich entschloße, freiwillig vom Thron zu steigen. Die übrigen Großfürsten hören am Liebsten nichts von der leidigen Politik. Gar nichts davon zu hören: Das ist auch Nikolais sehnsüchtiger Wunsch. Werden Einem je denn erfreuliche Nachrichten gebracht? Widrige nur; Tag vor Tag. So wars in der Kriegszeit; so ist's nach dem Friedensschluß geblieben. Unmöglich, nach Darmstadt oder wenigstens nach Kopenhagen zu gehen. Nicht einmal in die Krim, wo sichs im Sommer so behaglich lebte, kann man sich retten. Was wollen die Menschen denn eigentlich von mir? Ich thue, wo ich irgend kann, Gutes und ernten niemals Dank. Keiner sagt mir Angenehmes. Attentate, Straßengemeßel, Meutereien, Bauernaufstände. Sagt mir endlich doch Angenehmes, Ihr Hundeseelen! Sie thätens gern; doch ihre Lügen hätten zu kurze Beine. Der gekrönte Knirps wird eigensinnig. Stellt sich, als horche er andächtig auf jeden wohl-erwogenen Rath, foppt jeden Vortragenden mit der sicheren Hoffnung, Gehör zu finden, und ist für Minuten dann kindisch vergnügt, wenn er sich durch einen aller Erwartung spottenden Entschluß bewiesen hat, daß er noch Selbstherrscher aller Rußen ist. Kein Tyrann. Kein nach Herrschergewalt Gierender. Einer, der, um den Schein zu wahren, das Wesen der Macht opfern würde. Nicht so leicht zu lenken, wie der erste Blick träumt. Ohne Muth, ohne Willenskraft; mißtrauisch, unstet und hochmüthig wie ein echter Schwächling.

Wenn er, nach einem Attentat, seinem Mitgefühl Worte sucht, meidet er jedes, das andeuten könnte, auch der Kaiser habe, das Reich einen Verlust erlitten.

„Diese Referent hat von der Kaiserin gesprochen. Auf Klage Ihren Verlust.“ Nichts weiter. Daß diese Menschen für ihn gefallen sind, braucht ja nicht erwähnt zu werden. Paul Andrejewitsch Schumalow, den der Tag von Philippopol, vielleicht auch Bismarcks naheß Beispiel gestählt haben mag, ist auf solche Depeche die Antwort schuldig geblieben und hat, nach einem Excitatorium, dann stark betont, daß er in dem Opfertod seines Sohnes nicht nur einen persönlichen, sondern auch einen dem Reichsdienst empfindlichen Verlust sehe. Kuropatkin und Lenewitsch, Roschdestwensskij und Dubassow könnten von der Dankbarkeit ihres Herrn traurige Mär erzählen. Ihre Schuld; warum hatten sie nicht Angenehmes zu melden? Der von den Menschen so unhold Bediente wendet sich an die Geister. Alexander der Erste, an den er (wie das Zerrbild ans Original) erinnert, ließ sich von der Prophetie der Krüdener den Weg zur Heiligen Alliance und ins Gefild aller Tugenden weisen. Nika braucht nicht in die Ferne zu schweifen: hat die übers Geisterreich Herrschende in der Familie. Nikita Nikolajewna, die vierzigjährige, seit 1889 dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch vermählte Montenegrinerin, ist mit den spirits auf Du und Du. Sie hat den Geisterbeschwörer Philipp und später noch einen anderen Magus an den Hof gebracht, versteht sich auf alle Spiritistenkünste und sagt, mit unanzweifelbarer Zuverlässigkeit, dem Haupte der Gotorper die Folgen des Handelns und Unterlassens voraus. Alles wiederholt sich nur im Leben. Von Cagliostro's Großkophitarolle ist's nicht weit bis zu den Seancen der weisen Nikita. Auch diese älteste Schwester der Königin Helene ist liberal; wie sich's für eine Tochter der Schwarzen Berge (und der schönen Milena, die, nach einem allzu berühmten Monarchenwort, Apfelsinen verkauft haben soll), eine moderne Spiritistin ziemt. Ist für „volksthümliche Reformen“. Wie Maria und Alexandra Feodorowna. Die Mutter: weil sie ihr Söhnchen richtig einschätzt. Die Zarika: weil sie das Männchen ganz für sich, für das Haus und die Kinderstube haben möchte und ihm ein Leben ohne Arbeit und Leibesgefahr, das behagliche Dasein eines Familienvaters nach englischem Muster wünscht. Die Frau des Großfürsten: weil die allwissenden Geister ihr also befehlen.

Die Drei waren natürlich froh, daß sie die Reichsduma hatten. Hielten sie, ganz wie in Europa die minder vornehme Dame öffentliche Meinung that, für ein Ventil, das gefährliche Dämpfe und Gase einschließt. Nika war bald überredet. Die dem Papst-Kaiser treuen Muschik, hatte ihm Bitte gesagt, werden im Haus Patiomkins die Mehrheit haben; und ihn in den Gläuben gelullt, hinter dem Stuckwerk des Parlamentsgebäudes bleibe die Auto-

kratie unangetastet. Ein Bischof anders kam's dann ja. Ließ sich aber noch immer ertragen. Daß die Minister beschimpft werden, schadet dem Gossudar nicht; erheitert ihm vielleicht sogar trübe Stunden. Die Kerle werden sich nach und nach beruhigen: und dann können wir am Ende noch mit den Kindern reisen. Oder wenigstens, ohne ängstlich in jeden Busch zu spähen, im Park nach Herzenslust photographiren. Das thut Nika gar zu gern; und selbst sein Söhnlein sah Ausrufland auf einem Gruppenbild schon mit dem Kodak. . . Mitte Juli. Goremykin schlägt die Auflösung der Duma vor. Das fehlte noch! Erst mußte die Majestät sich diesen Entschluß abringen und nun soll sie da wieder anfangen, wo sie im Oktober aufgehört hat? Abgelehnt. Ein paar Tage später wiederholt Goremykin den Rath. Nein. Alle Damen sind gegen die Auflösung. Trepow sogar empfiehlt eifrig, die Duma weitertagen zu lassen. Unmöglich. Die Stunde, in der die Abgeordneten das Volk aufrufen wollen, rückt näher. Geht dieser Aufruf ins Land, dann haben wir im Herbst den Bauernkrieg: darüber ist im Kabinet nur eine Stimme. Am einundzwanzigsten Juli versammelt der Ministerpräsident die Kollegen. „Ich fahre nach Peterhof und komme entweder mit dem Auflösungsdekret oder ohne Portefeuille zurück.“ Inzwischen hat Stolypin das Ohr des Kaisers gewonnen. Das Land braucht Ruhe. Jeder Tag bringt neue Schreckenskunde, Gubernatoren, Generale werden am hellen Mittag erschossen. Oeffentliche Kassen und Banken beraubt. Die Gendarmen wie Schlachtvieh gemetzelt. Wir hatten Bialystok; tobt die Duma so weiter, dann waffnet die Pöbelwuth sich zu neuen Zudenhegen. In Polen sieht es furchtbar aus. Nächstens kommen auch noch die wilden Männer vom Kaukasus in den Laurierpalast, neben denen die Aljadin und Anikin den Lämmlein gleichen werden. Und das Gift sickert ins Heer. Schon haben sogar ja die Preobraschenskojer, die Enkel der Männer, die Peter zu Kameraden erwählt und selbst gedreht hat, die Dienstpflicht geweigert. . . Das wirkt. Der Aufruf der Radikalen müßte den Bauern klingen, als lebe an der Newa kein Selbstherrscher mehr, nur die Puppe noch, die nach dem Willen der Schreihälse tanzt. „Und Sie glauben, daß die Auflösung die Lage nicht verschlimmern wird?“ „Verbessern, Majestät; mit meiner Person büрге ich dafür.“ „In Christi Namen denn!“ Als Goremykin kommt, findet er das Feld schon bestellt und braucht sich nicht anzustrengen. „Ihnen aber, dem alten, oft bewährten Diener, kann ich das neue Opfer nicht zumuthen. Wirklich nicht. Ihr Patriotismus wäre auch dazu willig: ich weiß. Doch Peter Arkadijewitsch ist bereit, die Last auf seine jüngeren Schultern zu nehmen.“ Noch wenn er nachgiebt, muß der Schwächling zeigen, daß er seinen Kopf für sich hat. Sonst glaubt er's selbst nicht. Goremykin fährt nach Petersburg zurück und spricht zu den harrenden

Kollegen: „Mit dem Auflösungsdekret oder ohne mein Portefeuille wollte ich wiederkehren. Nur diese Alternative sah ich; und vergaß, daß es eine dritte Möglichkeit gab. Die ist Ereigniß geworden. Ich bin nicht mehr Minister. Der Kaiser hat auf meine Dienste verzichtet. Aber die Auflösung beschlossen. Das unterzeichnete Dekret ist in den Händen des Ministerpräsidenten Stolypin.“

In Peterhof hatte der Entschluß des Zaren Schrecken erregt. Trepow, der Mann ohne Nerven, rang die Hände. Das Damentherzett stöhnte. Keine Rettung mehr? Milika Nikolajewna will das letzte Mittel versuchen. Der arme Nika wird ins Sitzungszimmer gebeten. Der Psychograph arbeitet. Unsichtbare Hände heben den Tisch. Klopföne. Der Geist materialisiert sich. Und der Sinn all der Wahrnehmungen? „Die sichere, unabwendbare Folge der Reichstagsauflösung ist der Ausbruch der Revolution.“ Ganz deutlich war der Spruch zu verstehen. Da habt Ihr. . . Nach Mitternacht ruft das Telephon Stolypin von hastiger Arbeit. Botschaft aus Peterhof. Was giebt's denn so spät noch zu melden? Heilige Mutter Gottes: der Gossudar selbst!

„Ich will das Auflösungsdekret morgen früh zurückhaben. Bringen Sie mir's selbst. Ich habe mit Ihnen zu reden. Die Duma tagt weiter.“

„Unmöglich, mein erhabener Herr! Alle Befehle sind gegeben. . .“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich's will!“

„Unmöglich, großer Kaiser! In alle Theile Deines Reiches sind, bis ans Weiße und ans Gelbe Meer, Depeschen geschickt; alle Behörden kennen in dieser Stunde den Befehl ihres Herrn; alle Vorbereitungen, die das Gelingen des Planes sichern sollen, sind unwiderruflich getroffen.“

„Diese überflüssige Eile! Als ob man solchen Schritt nicht reiflich überlegen müßte! Konnten Sie nicht warten?“

„Ich hatte die Unterschrift meines gnädigen Gebieters und durfte nicht säumen. Jede Zögerung hätte mich Landesverrath gedünkt.“

„Unterschrift! Die kann der Kaiser doch zurücknehmen. Die Treuesten schwören drauf, daß wir morgen die Revolution haben werden. Das haben wir dann Ihrer ganz grundlosen, ganz ungerechtfertigten Hast zu danken!“

„Das Land wird morgen ruhiger sein, als es heute, als es seit langen Monaten war. Eurer Majestät Umgebung verfügt nicht über das hier gesammelte Nachrichtenmaterial; braucht für Euer Majestät Sicherheit aber nichts zu befürchten. Mein Kopf mag fallen, wenn meine Zuversicht trügt!“

„So sicher sind Sie Ihrer Sache?“

„So sicher!“

„Und übernehmen die volle Verantwortlichkeit?“

„Mit ruhigem Gewissen.“

Nikolai Alexandrowitsch streckt sich aus's Lager. Und träumt, mit noch wachem Auge, ein Minister könne ihn, der als Autokrat geehrt sein will, ein von seiner Laune erhöhter Diener ihn von der Verantwortung entlasten.

Stolypin behält Recht: Alles bleibt ruhig. Kleine Meutereien, an die man längst gewöhnt ist. Niemand achtet noch drauf. Der Ministerpräsident wird in Peterhof mit offenen Armen empfangen. Endlich steht der richtige Mann am Ruder! Sie möchten ein paar Dumamitglieder ins Kabinet nehmen? Ganz einverstanden. Besseres könnten Sie gar nicht thun. Sie müssen der Gesellschaft, die Ihnen offenbar Vertrauen schenkt, so weit wie möglich entgegenkommen. Nur jetzt keine Repression, die irgend zu vermeiden ist! Mein Entschluß, eine neue Reichsduma einzuberufen, bleibt unerschütterlich. Sie können es Jedem wiederholen. Und meiner Gnade, meines Schutzes gewiß sein. Giebt es höheres Glück? Schon hatten die Moskauer, die Leiter des Monarchistenbundes der recht russischen Männer, geflüstert, der Zar werde sich im Kreml dem Volk zeigen, erklären, er sei getäuscht, zu falschen Schritten verleitet worden, und aufs Neue die Unantastbarkeit der Autokratie verkünden. Und gerade jetzt hatte er dem Mann seines Vertrauens erlaubt, den Liberalen Portefeuilles anzubieten. Daß er diese Erlaubniß erbat, war der erste Fehler des replichen, leichtgläubigen, vom Schein des Sieges geblendeten Ministers. Was konnten ihm die Oktoberleute nützen, die schon in der Duma neben der Konstitutionell-Demokratischen Partei und den noch Radikaleren nicht auf gekommen waren? Würde inden Stammländern des Parlamentarismus Jemand daran denken, aus der winzigsten Minderheit einer aufgelösten Volksvertretung die neuen Minister zu wählen? Und Stolypin ließ die Verwaisteten nicht zu sich kommen: er suchte sie auf; und holte sich einen grob geflochtenen Korb. „Zwei Sitze im Ministerium? Dann hätten wir ja nicht die Mehrheit. Sieben Sitze fordern wir; fordern obendrein aber, daß Sie sich offen zu unserem Programm bekennen“. Auch nach dieser Antwort soll Peter Arkadjewitsch noch geschwankt und die Entscheidung dem Zaren anheimgestellt haben. Der aber hatte, nach kurzer Freude, böse Tage und böhere Nächte erlebt. In Sweaborg und in Kronstadt wüthete der Auf- ruhr. Von Peterhof kann man hinüberblicken. Den Donner der Schiffsgeschütze hören. Die Gluth der Feuersbrünste sehen. Mit Auge und Ohr lauschte der Kaiser in heller Nacht; und ahnte die Absicht der Rebellen. Siegten sie, dann sperren sie ihm die Ausfahrt, nahmen ihm die in der Kronstädter Bucht ankernde Nacht Standart, fanden in der Hauptstadt Verbündete, die wahrscheinlich nur des Losungswortes harren, und diktierten dem in Peterhof Eingeschlossenen ihres Willens Gebot. Angst grüßert die Gefahr. Nikolai glaubt sich verloren. Irzt, nachts noch mit dem Kodak, am Ufer umher, rast, jammert, befiehlt, seine Nacht

in Reisebereitschaft zu setzen. Lieber drüben im Gefecht fallen als hier betrunkenen Sklaven gehorchen! Wieder Die Illure des Helden. Wieder hält sie nicht lange vor. Die Zariza reißt ihren Knaben aus dem Bett, wirft sich mit ihm in den Staub und fleht den Mann, den Vater an, sie nicht zu verlassen, leichten Sinnes nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aus dem Zwiespalt der Gefühle löst den Verzweifelnden eine Ohnmacht. Als er erwacht ist, kommt die Meldung, die ärgste Gefahr sei vorüber; in beiden Brandherden verglimme das Feuer. Auch diesmal ist Milipas Geisterkunde noch nicht Wahrheit geworden; ein Marineputsch wars, nicht die gefürchtete Revolution. Doch das Nachterlebnis hat den Wagemuth gedämpft. Die anmaßenden Wünsche der Oskobristen zu erfüllen, dünkt ihn jetzt unmöglich. Und der Ministerpräsident, dessen Jugend und rascher Aufstieg einzelne Kollegen aus dem Kabinet gescheucht hat, muß Beamte auf die den Vertretern der Gesellschaft reservirten Stühle rufen.

Sein erster Fehler... Wars wirklich der erste? Welchen Nutzen konnte die Auflösung der Reichsduma bringen, wenn man schon entschlossen war, nach kurzer Pause eine neue wählen zu lassen? Der vorigen Wahl sind die Sozialisten grollend fern geblieben. Nun haben sie Heerschau gehalten, ihre Truppen ein halbes Jahr lang im Feuer erzirt und werden pünktlich auf dem Platze sein. Möglich, daß die Bauern sich diesmal besser vorsehen; sich nicht von jedem Schänkenagitor fangen, jeden Stimmzettel in die Hand stecken lassen. Aber sie sind arm; in ihre Dörfer ist die Kunde gedrungen, der Zar, das ferne Väterchen, sei ein kranker, kraftloser Mann, der sich dem Volk verberge; und die Schergen des Herrn holen ihnen die rüstigen Söhne vom Pflug. Zwar versprechen ihnen die Petersburger jezt Land; die Bauernbank soll es der Regierung ablaufen und für die Zahlung eine lange Frist gewährt werden. Recht schön. Vor einem Jahr noch hätte solche Verheißung gewirkt. Heute lockt nebenan fetterer Köder. Kaufen sollt Ihr das Land? Das Euch von Rechtes wegen gehört? Nach dem Ihr nur die starke Hand auszustrecken braucht? Die Regierung bietet Euch viel zu wenig; fordert viel zu hohen Preis; will Euch wieder nur übers Ohr hauen. Nur in uns habt Ihr wahre Freunde. Weil wir laut für Euch sprachen, Euch zu freien, nicht länger vom Hunger gequälten Menschen machen wollten, sind wir weggejagt worden. Was habt Ihr von einer Regierung zu hoffen, die so mit Euren Anwälten verfuhr? ... Das wird auf dem Lande die Lösung sein. Das Proletariat der Städte hört auf die sozialistische Heilelehre. Und in dem engen Bezirk der Bourgeoisie ist die Wahlordnung den Monarchisten nicht günstig. Der Ministerpräsident aber glaubt zuversichtlich, mit der neuen Duma werde sich in Frieden leben und arbeiten lassen.

Die Zuversicht hat ihn schon einmal getrogen. Am sechshundzwanzigsten

Zuli sprach der heiter Blickende zu einem Interviewer: „Wenn ich die Duma aufzulösen wagte, sollte, so ward mir von Vielen prophezeit, die Flur meines Hauses mit Leichen gepflastert sein. Sehen Sie sich genau um: ist hier irgendwo eine Leiche?“ Am sechsundzwanzigsten August hat er nicht mehr gefragt; auch nicht mehr gelächelt. Der gutmüthige Mann, dem, weil er nicht jede blutige That, jeden Aufruf zu offener Gewalt ungesühnt hingehen ließ, Thoren eine „eiserne Faust“ angedichtet haben, nahm seine Aufgabe allzu leicht. Der Europäerwahn hat die feinsten Köpfe der russischen Beamtenenschaft angesteckt. Sie wenden sich angewidert von dem verkommenen Tshin weg und meinen, wer für die Autokratie eintrete, vertheidige damit auch die Sünden der bürgerlichen und militärischen Verwaltung, am Ende gar Kerle vom Kaliber des edlen Aleyej Alexandrowitsch, unter dessen Obhut die Flotte so prächtig gedieh. Sie hoffen auf die Gesellschaft, die unter dem Hirnß heute noch ist, wie der Dichter der Anna Karenina sie sah; auf die nach der Westländermode aufgeputzten Herrchen, die immer noch, wie in den Tagen Gribojedowß, „zu viel Geist haben“, ihre Heimath nie kennen lernten, bei Zigeunermädchen in der moskauer Eremitage oder auf den Newainseln die russische Seele erforschten und denen Alexander der Dritte, das Idealbild des Bauernkaisers, stets ein Gräuel war. „Nur Reformen können uns retten.“ Als ob irgend eine Reform dem Anspruch des tollen Schwarzes genügen könnte. Als ob morgen nicht, wenn heute eine MagnaCharta nach britischem Muster verliehen wäre, die sozialistische Republik gefordert würde. „Die Stärkung der Staatsgewalt steigert den Widerstand.“ Als hätte die Staatsgewalt sich nicht seit Jahren jämmerlich schwach, auch im hitzigsten Wüthen, gezeigt. „Ohne Parlament geht es nicht weiter.“ Als ob in einem Riesenreich, dem die nationale, religiöse, wirtschaftliche Einheit fehlt, nach allgemeingültigen, im Centrum zu beschließenden Gesetzen regiert werden könne.

Gehört auch Stolypin zu dieser Träumerchaar? Fast sieht es so aus. Sein Ohr sucht Europas Beifall. Ein moderner Mensch möchte er heißen; nicht als Henker am Pranger stehen. Um keines Fußes Breite vom Pfade des Rechtes weichen; und geduldig warten, bis der verleitete Haufe sich auf seine Pflicht besinnt. Fülle ich, denkt er, so tritt der Nachbar an meine Stelle. Bescheiden und brav. Kann aber auch Rußland warten? Noch sind elf Zwölftel des Landes ruhig. Noch gehorchen beinahe überall die Soldaten dem Befehl. Noch fehlen die Menschen nicht, die als Truppenführer, Gubernatoren oder Straßenwächter täglich ihr Leben feilbieten (und die man deshalb nicht muthloser nennen soll als die kühnsten Rebellen). Wie lange noch? Schon stehen Gymnasiafen im Straßenkampfe vornan. Junge, der Schulzucht entlaufene Mädchen, denen die Staatsidee Urväter Haußrath ist, werfen Bomben. An

den Universitäten, im Zarenreich und im Ausland, sammeln die hungernden Müssiggänger und Müssiggänger Geld, um die glorreiche Revolution zu unterstützen, und flüstern einander zu: „Diesmal gehts gegen Den!“ Sein Verbrechen? Er hat, nicht zu eigenem Vortheil, wider den Aufruhr gekämpft. Nicht für die Abschaffung der Todesstrafe, für das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht gestimmt. Die (trotz allen Ulfasen dem Kaiser zustehende) Auflösung der Duma empfohlen. Drum muß er sterben. Wer fragt danach, ob Unschuldige mit ihm verbluten, zarte Kinder in Stücke zerrissen werden? *À la guerre comme à la guerre.* Nur: in diesem Krieg ist den Führern des Volkes Alles, den Regierenden nichts erlaubt. Und wenn man Stolypin, weil er den Palast des Zaren räumen ließ, ans Leben darf: warum dann nicht auch dem ehrenwerthen Herrn Campbell-Bannerman, der die Wünsche der Arbeiter nicht erfüllt, warum nicht den preussischen Ministern, die dem Proletariate den Landtag verschließen? (Und warum, fragt vielleicht ein Anarchist, nicht dem alten Bebel, da er sich weigert, übermorgen den Generalstreik zu proklamiren?) Weil, lautet die Antwort, die Völker Westeuropas civilisirt sind, nicht so lange geknechtet waren und zum Bau ihrer Freiheitseste nicht Menschenblut als Mörtel brauchen. Und weil im überfüllten Hordenreich noch der Muth zur Bestialität zu finden ist, wollt Ihr in ein Kleid zwingen, das Euch, nach hundertjähriger Anprobezeit, noch um die Glieder schlottert? Seht hinüber; ohne angelesenes Vorurtheil; so unbefangen, als hättet Ihr nie davon gehört. Oben, unter den Göttern des Palaeologenadlers, das älteste Byzanz; das Oströmerreich mit seiner Fälscherkunst, seinen struppelosen Hofparteien und politischen Morden. Unten die Reste tatarischer Barbarei; hundert Millionen Menschen, die auf rauher Scholle in Demuth Leid tragen lernten, doch in Raubthierheit zurücksinken, sobald sie die Christenfessel abgestreift haben. Und dieses Land soll von morgen an dem Britenstaat Victorien's gleichen? Gebt ihm Ordnung. Gebt ihm, was es, von den Gottorpern wie von den Baragern einst, heißt: einen Herrn.

Den habt Ihr nicht? Den sucht vergebens auch der sehnende Blick der Altgläubigen? Dann freilich wäret Ihr verloren. Ohne Selbstherrscher kann Selbstherrschaft nicht dauern. Weil der Eine aber ohne Marx ist, ein feiger, bequemer Schwächling, soll das Band sich lösen, das Euch zwischen feindlichen Erdtheilen so lange zusammenhielt und, ob es auch oft genug drückte, die Beutetrümmer der Khane zur Weltmacht werden ließ? Entfrönt Den, der die Krone nicht würdig zu tragen vermag. Duldet nicht länger die Lüge, ihn habe Gottes Weisheit Euch zur irdischen Vorsehung bestimmt. Und heißt seine Diener in der Offenbarung Johannis nachlesen, auf welche Sündergemeinschaft der Bauherr der Christenkirche mit dem heißesten Haß geschaut hat.

Wilhelm Raabe.

In Berlin ist im Jahr 1906 eine Ausstellung von so großem Reiz zusammengebracht worden, daß vor ihr das berechnete Verdammungsurtheil schwinden mußte, mit dem diese Niesenmessen sonst bedacht wurden: die Deutsche Jahrhundertausstellung. Sie lehrte, welche Kräfte Jahrzehnte lang im Stillen walteten, unbeachtet und wenig gekannt, und Das vorbereiteten, was in der jüngsten Malerei oft nur aus Einflüssen des Auslandes erklärt wurde. Wie hier eine fortwirkende, unermüdbliche künstlerische Arbeit und Erziehung gezeigt wurde, deren Träger man lange überfah oder doch zu gering einschätzte, so hat die neuere Literaturkritik den Werth und das Werk der Dichter ins rechte Licht gestellt, die in den fünfziger und sechziger Jahren den poetischen Realismus schufen. Vergleicht man, was in den Jahren von 1870 bis etwa 1890 nicht nur der ästhetisirende Feuilletonismus und seine Verwandten, sondern auch Männer wie Fontane und Frenzel über Hebbel und Ludwig schrieben, mit Dem, was heute diesen Dichtern an Huldigung und Würdigung dargebracht wird, so merkt man den tiefen Unterschied beider Zeiten. Gewiß: Einzelne, wie Adolf Stern, sind immer für das große Geschlecht der Jahre eingetreten, die Adolf Bartels (er hat sich um diesen Theil unserer Literaturgeschichte überragende Verdienste erworben) sehr hübsch das Silberne Zeitalter der Deutschen Dichtung getauft hat. Aber erst die letzten zehn Jahre haben uns wieder ins Bewußtsein gehämmert, was die ganze junge Literatur und darüber hinaus wir Deutschen der Gegenwart überhaupt der Generation danken, deren Vettermann 1813 zu Besselfuren, deren Benjamin am achten September 1831 in dem braunschweigischen Städtchen Eschershausen geboren wurde: der Eine der größte Dramatiker, der Andere der größte Romandichter unter ihren Altersgenossen.

Aber verschieße ich nicht gleich mein bestes Pulver, wenn ich von vorn herein Wilhelm Raabe so hoch stelle? Doch kann ich nicht anders. Wenn ich von Raabe spreche, ist mein erstes Gefühl das inniger Liebe zu diesem tiefen, lieben, einzigen norddeutschen Dichter. Und ihn faßt auch kein ästhetischer Begriff, keine literarische Bezeichnung ganz. Er, der über eins seiner seltsamsten und ergreifendsten Bücher das Wort schrieb: „Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, würdet Ihr viel weinen und wenig lachen“, läßt uns oft herzlich im Innern lachen; und er, der in dem selben Werk so antiphilistrids ist, giebt an anderer Stelle den Scheltenden zu bedenken, was wohl Goethe und Schiller ohne die Philister wären. Raabe gehört zu den Dichtern, die man ganz ins Herz schließt oder vor deren Thoren man für immer harrend steht, wie der des Zaubermortes Unkundige vor Sesam.

Raabe erinnert an Jean Paul und an Dickens. Aber wo Jean Paul sich mit dem Leser in einen wildverwachsenen Garten verirrt, bis sie endlich

die gesuchte Blume wiederfinden, führt Raabe uns ganz sicher an der Hand, durch den deutschen Wald, immer dem Laute der Natur nach, den er uns hören lehrt, immer den Blick aufs Ziel gerichtet. Das Quellen anzeigende Reis leitet ihn; und wenn wir am Ende stehen, sehen wir erst, daß wir stets den gewiesenen Weg des Schicksals gingen, von dem uns Jean Pauls Laune und Stimmung so oft, nicht immer zu unserem Heil, abseits verführte. Und wenn bei Dickens die pädagogische, weltbessernde Tendenz mit nüchterner Klarheit oft die vom Humor geleitete Seele stört, flößt uns Raabe seine „Zbee“ unmerklich ein. Erst wenn wir, ganz am Ziel, uns die Augen reiben und das bewegte Herz zur Ruhe gebracht haben, wissen wir plötzlich, daß wir nicht nur das Leben gelernt haben, sondern auch seinen tiefsten Sinn.

Und noch ein Bild. Im Park vor einer deutschen Stadt fließt in einem Versteck, das alte Bäume bilden, eine Quelle. Wenige nur hören ihr Raunen und Rauschen, denn ringsum sind Wasserfälle, die eine emsige Gemeinde abends elektrisch beleuchtet, hohe Springbrunnen und Wasserkinste mancher Art. Dem aber, der sich oft und gern zum frischen Quell, den stille Blumen kränzen, hinabneigt, singt er seltene Melodie. Im Dämmerlicht sah ich neulich zwei tiefe Augen aus dem Wasser sehrend nach oben schauen. Und in ihnen war der Himmel mit dem ersten Stern und ein gerührtes Lachen . . . In der Stadt, fern davon, steht unter wolkenheilenden Nieherkasernen ein Haus in schlichtem, schönem Barock. Und wunderbar: als ich die schattenvollen Gänge durchschritt, deren Geräth die letzten Jahrzehnte nicht geändert zu haben scheinen, war mir, als ob ich in der Mauer zwischen dem Zimmer der Kinder und dem des alten Hausherrn die selbe Quelle mit dem selben Rauschen dahinströme.

So habe ich Raabes Wesen immer empfunden und freute mich, als ich bei Adolf Bartels die gut treffende Charakteristik fand: Raabes Geschichten sind (im Gegensatz zum Zeitroman) Naturromane. Das ist ganz gewiß. Und deshalb haben diese Dichtungen etwas allgemein und immer Biltiges, ob das Zeitalter, in dem sie fast alle spielen, auch immer tiefer in Archive und Historienbände versinkt. Freilich hat Raabe diese Zeit des Deutschen Bundes nicht ohne Grund immer wieder ans Herz genommen. Seine Vorliebe für stille Winkel am Harz und am Solling, für die kleinen Residenzen wie Braunschweig, für alte Kulturmittelpunkte wie Helmstädt, liegt tief in seinem Charakter begründet. Nicht das Blaue und Glatte zieht ihn an, nicht Das, was, Jedem zugänglich, an den breiten Heerstraßen und den großen Schienenwegen liegt, lockt diesen Dichter. Was kraus ist und wie ein unbehauener Knubben aussieht, was wunderbar gewachsen und geworden ist, fällt ihm ins tief spiegelnde Auge. Immer wieder wird ihm der Stein, den andere Bauleute verworfen haben, zum Eckstein. So schildert er denn immer wieder „Originale“. Dieses Wort paßt auf seine Menschen aber höchstens als Gattung:

begriff. Denn ein Original im üblichen Sinn ist doch meist mehr wunderbar als ehrwürdig und interessiert nicht mehr, wenn Das abfällt, was die Welt für das eigentlich Originelle hält. Raabes Menschen sind anders. Bei ihnen liegt das Wesen tief unter der äußerlichen „Originalität“ vergraben. Die Frau Rittmeister Grünhage im „Horn von Banz“ ist zwar ein Original, aber vor allen Dingen doch ein ganzer Mensch und ein ganzes Weib. Eben so Jane Warwolf im „Schüdderump“; und wenn Einer nur Original ist, wie der Geheime Hofrath im „Dräumling“, so soll er uns auch weiter nichts sagen und wirkt nur als Gegenspieler gegen die Anderen, denen er das Leben sauer macht.

„Unseren lieben, alten, immer jungen Trug- und Nachbart“ hat einmal Richard Dehmel Wilhelm Raabe genannt; und keine bessere Charakteristik konnte der Dichter dem Dichter finden. Denn Raabes Lachen ist zugleich lachender, lächelnder Troß. Troß gegen die Welt, der er nicht die Fäuste ins Gesicht schlägt, der er aber zu tief in die Lichter gesehen hat, um sich von ihr noch täuschen zu lassen. Troß gegen die Mode, der er nie nachließ, die er oft mit freundlichem Hohn, oft mit der Ueberlegenheit des Weisen abthat, um seinen Weg zu gehen. Troß gegen das eigene Herz, wenn es sich da selbst betrügen will, wo es sich nicht betrügen darf. Troß gegen alles Scheinwesen, das ihm den Kern doch nie verhallen konnte. Wie Leonhard Hagebucker aus dem Tumorlieland zurückkehrt und seine Erfahrungen in einer Art schildert, die es der hochblöblichen Residenzpolizei gerathen erscheinen läßt, seine ferneren Vorträge zu verhindern: Das ist echter Raabe. Troß gegen die uns umgebenden Bürger vom Tumorlieland, zu denen wir ja auch immer wieder selbst gehören; aber der Troß in eine tief glühende Ironie gehüllt. Freilich ist seine Ironie kein unfruchtbares Spiel des Witzes. Denn Raabe ist im Grunde eine ganz positive Natur. Aber eben weil er den wahren „deutschen Adel“ sucht, muß er viele Dinge mit einer scheinbar sanften, in Wahrheit vernichtenden Ironie geben, deren Schlag deshalb so hart ist, weil seine Kunst so wahrhaftig ist. Es ist so sehr bezeichnend, daß der ehemalige Lieutenant Kind von der Wallcompagnie, der pathetische Rächer alten Unrechtes (in „Abu Telfan“), zu der entscheidenden Szene in den Saal geführt wird von dem Schneider Täubrich-Bascha, dessen Tragik sein krauses Hirn in die Verzirfarben aller Humore taucht.

Man wird hier an einen anderen großen niederdeutschen Humoristen denken, an Wilhelm Busch. Aber da ist eben der Unterschied: Busch reißt nur nieder, Raabe baut immer wieder auf, und wenn es nur im Herzen der unvergeßlich milden, geprüften Frau Claudine (in „Abu Telfan“) geschieht. Wohl ist es nach des Dichters eigenen Worten „ein langer und mühsälliger Weg von der Hungerpfarre zu Grunzenow an der Ostsee, über Abu Telfan im Tumorlielande und im Schatten des Mondgebirges, bis in das Sieden-

haus zu Krobebeck am Fuß des alten germanischen Zauberberges". Gewiß tritt viel Niederziehendes, Widerwart und Rückschlag, Trübsteß und Dampfstes auf in der großen Tetralogie, die diese drei Werke mit den „Drei Federn“ bilden. Aber über Pinnemann und Moses Freudenstein und den Edlen von Haugen bleibt geht am Ende doch der Weg zu den Sternen. Und unser letztes Gefühl ist nicht: „Pfui, wie jämmerlich ist die Welt!“ Sondern: „Gott, gib mir ein tapferes Herz, wie dem Ritter von Glaubigern und der Frau Claudine, gib mir den rechten Hunger nach Licht und nach Dir, wie Johannes Unwirtsch“.

Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweijen
Im ewigen Streben
Ein Niergreifen:

so beginnt es immer wieder. Aber der Dichter hat so-gewiß

im engsten Ringe,
im stillsten Herzen
weltweite Dinge

umschlossen, daß wir empfinden, wie der Hungerpastor auf der Höhe seines jungen Lebens:

Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben,
Goldzauberkreise

Ist nun mein Leben.

Als die wunderlichen Leute aus dem Walde, die mitten in Berlin in die Gassen und doch nach den Sternen sehen, sind die Meister der immer gleichen Lehre. Der Dichter der stillen Winkel ist im Grunde der Dichter des weltweiten Blickes, ist ein Poet, der sich und uns unter den Sternen zurechtfindet, der sich und uns das Leben auseinanderlegt, um es wieder zusammenzufassen mit Meisterhänden.

Das Leben sieht allerdings verändert aus, wenn man es aus der eigenen Ecke betrachtet, aus einem niedrigen Zimmer in der Sperlingsgasse oder aus einer Schusterwerkstatt in der Kröppelstraße. Wer zwischen den abgelegenen Wasserarmen des Dräumlings wohnt, sieht von der großen Schillerfeier etwas Anderes als Einer, der Unter den Linden ein Edlenster mietete. Aber er sieht (mit raabischen Augen) so viel, daß diese Schillerfeier im Dräumling noch Nachgeborenen ein herzliches Bild eines zerrissenen Volkes geben kann, dem in aller Philistrität und Kleinbürgerlichkeit doch auf seine Art auch die Sonne des Feiertages aufgehen konnte. Wer während der Tagung des Nationalvereins die besten Reden von draußen anhört, weil er dem Vater Gutmann die Schwieger-tochter freien will, kann doch ein ganzer Kerl sein; und auch sein Schicksal bleibt ein lebendiges Bild erregter Tage. Und Du, rothweinlästerner Seneca, Bürgermeister von Wanza an der Wipper, erzogen von

der Frau Rittmeister Grünhage, bist gewißlich so gut ein bleibendes Bild aus des Reiches Werdezeit wie Deine Kollegen im Reichstag, die am Ende auch den Argumenten Deiner Beschüßerin gewichen wären.

Also: wo Raabe große Zeiten giebt, bleibt er ruhig an seinem Platz und sieht doch Alles richtig, so richtig, daß wir es als treueste Wahrheit empfinden. Aber wie jede Kunst Grenzen hat, so auch seine. Grenzen freilich, deren Feststellung uns ihren Landherrn erst recht lieb macht. Raabe ist ganz und gar Niederdeutscher. Es war wunderhübsch, wie 1901 beim Raabefest Adolf Stern sagte, der Dichter habe nieder- und oberdeutsche Menschen treu und glaubhaft geschildert, und Gustav Noothe unter heiterer Zustimmung hinzufügte: „Ihre norddeutschen Menschen glaube ich Ihnen doch noch mehr.“

Das ist es. Seine ganz niederdeutsche Art, die nach den ersten Worten den unverfälschten Klang der Heimath giebt, bringt uns Raabe gleich so nah. Seine Dichtung ist große Kunst; und war doch Heimathkunst (bevor dies Schlagwort entstand), mit allen Banden verknüpft dem norddeutschen Boden. Darum hat Jeder, der Raabe liebt, wenn er auf dem Klütberg bei Hameln oder auf der Porta Westfalica oder auf den Vorbergen des Harzes steht, das Gefühl: Hier ist raabisches Land. Und darum hat die selbe Empfindung, wer, von „Abu Telfan“ oder dem wunderreichen „Schüdderump“ ausblickend, das Auge zu den Sternen sendet, die über der deutschen Erde leuchten.

Wird solche Kunst, so muß man fragen, in Deutschland so gewerthet, wie sie es verdient? Bei Raabes Büchern steht verzeichnet, wie viele es zur dritten, wie viele gar zur fünften Auflage gebracht haben. Der „Hungerpastor“ und die „Chronik der Sperlingsgasse“ sind verbreiteter, aber sie kommen gegen die herrlichsten Werke seiner reifsten Kunst nicht voll auf, gegen den „Schüdderump“ und den „Abu Telfan“, gegen die „Akten des Vogelfangs“. Während jeder Dramenarbeiter in den illustrierten Blättern ausgestellt wird, während uns allmöchentlich erzählt wird, wo sich Irensen angelauft hat oder von wem Ludwig Ganghofer empfangen ward, ist in Deutschland von Raabe seit dem siebenzigsten Geburtstag wieder ganz still geworden. Die Nationalgalerie birgt nicht sein Bild (man hat ihn an bestimmter Stelle zu wenig populär gefunden) und der Orden Pour le Mérite schmückt seine Brust nicht. Sind wir denn so reich an großen Dichtern? Brauchen wir uns nicht darum zu kümmern, daß in Deutschland ein einziger Romandichter allerersten Ranges lebt, der als Poet in deutscher Sprache heute kaum zwei, drei Pairs hat, lebt, heute noch, fünfundsiebzig Jahre alt? Sicher nicht. Wenn er mal dreißig Jahre tot ist, machen wir eine Gesamtausgabe und setzen ihm ein Denkmal. Wie sagt doch Villenron von Mörike?

„Weil Du ein wirklicher Dichter bist, so genießt Du den Vorzug.

Daß Dich der Deutsche nicht kennt. Grüße Dein Volk aus der Gruft!“

Hamburg.

Heinrich Spiero.

1806.

I. Was die Feder verdrarb.

Als der November 1806 dem Christmonat wich, war Preußens Schicksal entschieden; durch Friedrich Wilhelms, des Herzogs von Braunschweig und Haugwitzens Schuld. Schnöde hat Preußen sein Wort gebrochen, Rußland und Oesterreich der Willkür des Korsen überlassen. Stein tobte, nannte, in einem Brief an Hardenberg, Haugwitz einen „verächtlichen Sytophanten“, eine „perfide Kreatur“, sein Benehmen „feig, doppelgüngig und strafbar“ und schrieb am dritten Januar 1806 resignirt an Binde: „Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat gelenkt, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Ausfertigung traf, erlitten, zu dem großen Zwecke der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder aufgerichtet haben. Diese Kraft fehlte.“ „Diese Worte“, sagt Max Lehmann, „waren unmittelbar gegen die Person des Königs gerichtet.“ Stein war ins Innerste getroffen und in Scharnhorsts Seele stritten Hohn, Scham und Bitterkeit um die Vormacht. Als sein Sohn, der in Halle Jura studirte, ihn bat, ins Feld mitzubüßten, fiel (es ist Mitte Dezember) das düstere Wort: „Verne, mein Sohn, diese Tugenden früh besiegen.“ Muth und Vaterlandliebe waren gemeint. Haugwitz aber trieb inzwischen (wenn wir Thiers und Talleyrand glauben dürfen) in Wien die Gemeinheit so weit, daß er nur in der Französischen Gesandtschaft verkehrte und alle Tage mit dem Band der Ehrenlegion durch die Straßen lief. Hatte Napoleon den Knirps, der aus den Händen der Lichtenau einst den Schwarzen Adler empfing, richtig geschätzt, als er befahl, ihn übers Leichenfeld von Hollabrunn nach Wien zu führen, damit „dieser Preuße mit eigenen Augen sehe, auf welche Weise wir Krieg zu führen pflegen“? Zwei Wochen danach, am fünfzehnten Dezember, ward der Vertrag von Schönbrunn unterzeichnet, am sechsundzwanzigsten durch ihn der Preßburger Friede erzwungen. Gemächlich, erzählt Treitschke, fuhr Haugwitz heim; „er schmeichelte sich, durch seinen Vertrag den Staat gerettet zu haben.“ Er ward übel empfangen, mußte Vorwürfe kränkendster Art von allen Seiten hören; und nur der König urtheilte anders. Wir haben spät, recht spät erfahren: warum; und Hardenberg allein, dem das kränkende Gefühl der Zurücksetzung die Sinne schärfte, vermuthete bald den wahren Grund. Talleyrand aber wußte früh Bescheid; denn am fünften Januar 1806 schon konnte ihm Lazareff, Frankreichs Gesandter am berliner Hof, erzählen: „Port de la confiance du roi, m'a-t-il dit (Haugwitz), et tenant de sa bouche même pour instruction privée, qu'il devait dans tous les cas assurer la paix entre la Prusse et la France, il avait signé à Vienne hardiment le traité.“

Der Schönbrunner Vertrag war unannehmbar. „Das durfte“, sagt Treitschke, „für einen ehrenhaften Staat keine Frage sein.“ Und glatte Ablehnung bedeutete Krieg. Den aber wollte Friedrich Wilhelm, wollte vor Allem der siebenzigjährige Braunschweiger nicht; und so kam, was bei schwächlichen Regierungen immer kommt: der Kompromiß. Man erlaubte sich Modifikationen und schickte Haugwitz damit nach Paris. Der Empfang war vorauszusehen. Napoleon wollte ihn zuerst gar nicht sehen, ließ ihn endlich vor und eins der Donnerwetter über ihn ergößen, in denen er Meister war; so völlig Meister, daß selbst Talleyrand einst der Remusat

bekannte, oft nicht zu wissen, wie Leidenschaft und Spiel sich bei ihm begrenzten. Haugwitz; der kurz vorher noch in der Preussischen Gesandtschaft^{*)} dreiste Reden führte, erreichte natürlich nichts und schickte einen neuen, viel schlimmeren Traktat nach Haus. Friedrich Wilhelm unterschrieb; der Tag war stürmisch; die Götter grosten. „Wegen dem Fenster des königlichen Zimmers über“, erzählt Hardenberg in seinen Denkwürdigkeiten, „stand auf dem Zeughaus die Statue der Bellona; ein heftiger Sturmwind warf, ominös genug, ihren Kopf herunter.“ Hardenberg, hinter dessen Rücken man, am vierundzwanzigsten Januar, die Abrüstung beschloß und ins Werk gesetzt hatte, ging; allzu schwer hat ihm sein König den Entschluß nicht gemacht. Europa aber hatte aufgehört, eine Politik zu verstehen, die keine mehr war, und Herr Jacobi mußte sich in London von dem milden Fox, dem Mann nach Schloßers liberalem Herzen, die bittere Wahrheit sagen lassen: „La Prusse se rend complice des oppressions auxquelles se livre Bonaparte. Il est impossible de regarder ces sortes d'échanges autrement que des voleries“. An Hardenbergs Stelle trat Haugwitz: das Spiel der Nadelstiche und Ohrfeigen begann.

Stein aber hielt Gerichtstag. Am siebenundzwanzigsten April schrieb er seine „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Konferenz“ und am zehnten Mai war sie in der Hand der Königin. Furchtbar war das Urtheil, das über Haugwitz erging: nicht milder das über Beyme und Lombard. „Der Geheime Rath Beyme besaß als Kammergerichtsrath Achtung wegen seines geraden, offenen Betragens, seiner gründlichen und gesunden Beurtheilung, seiner Arbeitsamkeit und Rechtskenntniß; ihm fehlte aber die zur Leitung der inneren Angelegenheit nöthige Bekanntschaft mit den staatswirthschaftlichen Grundsätzen. Das neue Verhältniß, in welches er als Kabinetstath kam, machte ihn übermüthig und absprechend, die gemeine Aufgeblasenheit seiner Frau war ihm nachtheilig, seine genaue Verbindung mit Lombard und dessen Familie untergrub seine Sittenreinheit, seine Liebe zum Guten und seine Arbeitsamkeit. Der Geheime Kabinetstath Lombard ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein; die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolon Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien des Rieg, der Gräfin Vichstean, an denen Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl abgestumpft und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute

*) „Es war ein großes Glend“, erzählte später Lucchesini in Erfurt Geng, „daß Graf Haugwitz sich so weit täuschte, um wählen zu können, er habe diesen Mann in seiner Tasche.“ Als er Ende Februar nach Paris kam, sagte er zu Lucchesini, dem schon damals die zweideutige Stellung, in der sie sich befanden, bedenklich schien: „Seien Sie nur ganz ruhig; sobald ich ihn gesehen habe, ist Alles abgemacht; denn ich weiß ja, was er in Wien zu mir gesagt hat.“ Haugwitz selbst aber erzählte Geng: „Ich war zu jener Periode in Wien, allein und von Jedermann verlassen. Ich unterzeichnete, das Messer an der Kehle, den Vertrag.“ Freund Lombard (es gehört dazu) schrieb 1808 in seinen „Matériaux“: „Restait donc le traité de Vienne, cette fortune inespérée, ce dernier bienfait d'un ministre habile qu'une ingratitude noire en a payé!“

und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichters von niederer Abkunft, eines *Nouveau*, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Vahnung und Hinsüßigkeit verbindet, der seine Zeit im Umgang leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel und Polissonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates, in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihresgleichen findet. Das Leben des mit dem Kabinet affiliirten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten und Verworfenheiten. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften leicht und unkünftig, sein Betragen war süßlich und

„geschmeicheltig.“ Er sagte dann oft „hören, wie ich Axiomstand vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, der Lavater ward Theosoph, Geistesseher und endigte mit der Theilnahme an den Geintrigen der Vichtenau, ward ihr geschmeibiger Gesellschafter, verschwand dem Staat gehörige Zeit am L'Hombre-Tisch und seine Kräfte in thierische Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines ränkeverräthers seiner täglichen Gesellschafterin, eines schamlosen Lügners und eines stumpfsten Wohlküstlings.“

Hardeberg, der die Denkschrift zu lesen bekam, fand den „Inhalt durchaus wahr“; und die Königin sollte ihm (im Juli noch) „den höchsten Trost“ geben. Dennoch wurde die Schrift dem König nicht überreicht, weil Hardeberg zu überzeugen wußte, die Sprache sei „so grell und hart, daß sie ihren Zweck nicht erreichen“. Das ist zu bedauern. Wo es sich um Lebensfragen eines Staates handelt, hört die Form auf, entscheidenden Werth zu haben. Keiner von Stein's Jurtheile milde; und am zweiten September ward dem König eine Adresse reicht, in der man die Sätze findet: „Die ganze Armee, das ganze Publikum auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinet Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist. Dies Kabinet besonders in Staatsfachen alles Zutrauen längst eingebüßt. Aller der freche Mißbrauch, welchen Napoleon von der Friedensliebe Eurer Majestät gemacht hat, ist ungeschwieben. Die öffentliche Stimme redet von Vesteckung. Eure Majestät in Vero Staat eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche die deren Entfernung nöthig ist, gar sehr leicht ersetzt werden können. Aber die Sache ist, daß nur durch Entfernung des Kabinetministers Grafen von Haugwitz und der beiden Kabineträthe Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit in den Gemüthern und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sache zu erzielen möglich ist.“ Die Brüder des Königs, Prinz Louis Ferdinand, Prinz von Oranien, Stein, die Generale Rüchel und Bülow waren die Unterzeichner und der Herzog von Braunschweig ließ einen Brief mitüberreichen. Wilhelm nahm den Schritt übel auf; und „die Königin“, erzählt Perry, „urtheil ihres Gemahls getheilt.“ Merkwürdig: die Anregung ging ja aus Haugwitz und Lombard blieben nach wie vor die Berater der Königin. Blüchers Wünschen sah keine Erfüllung. „Noch ist nicht alles verloren“, er Mitte September an Rüchel, „da wir wahrscheinlich den König in unsern Händen sehen werden; er wird täglich, stündlich andere Meinungen hören, als sie jetzt von einer hoffhaften Rote niederer Faulthiere vorgetragen worden. Ihm doch nicht entgehen, welcher allgemeine Haß und Verfluchung die wenig

die ihm bisshier trauerten und betrogen. An H. von Stein schreibe ich meine Meinung, daß man die Majestät stets ins Auge behalte, die Böjewigter aber alles Schreckliche ihrer Lage häßlich vor Augen halte. Diese Verfluchten muß man, wenn sie, wie ich doch nicht glaube, den Monarchen begleiten wollen, selbst sagen, welche Gefahr sie droht und daß ihre Vernichtung jede minute entstehen kan und entstehen wird.“ Der Ehrlichkeit Hoffen trog; und als der König zur Armee abging, nahm er Haugwitz und Luchefini, Lombard und Beyme mit. So bitter die Wahrheit stimmt, so schwer dem Deutschen das Bekenntniß wird; dem König war nicht zu helfen. Er hat den Staat bis an den Rand des Abgrundes geführt und der Vernunft und Rechtsschaffenheit erst Gehör geschenkt, als er um die eigene Existenz, uns nackte Leben zittern mußte. Das soll man nicht vertuschen, nicht mit der Phrase erledigen, daß auch er, wie alle Menschen, eben die Fehler seiner Tugenden gehabt habe; und, vor Allem, nicht auf Wilhelm den Ersten weisen. Gewiß: auch er hat seine Minister gegen das allgemeine Urtheil gehalten; aber es ist ein Unterschied, ob man einen Bismarck und Roon oder einen Haugwitz und Rödiger hält. Die Geschichte liebt Wiederholungen. Herr von Lucanus ist alt und Lombard hat Kinder gehabt: die Zeit ist vielleicht näher, als Mancher denkt, die zeigen wird, ob die sittliche Kraft, auf der alles Vernen ruht, noch in uns lebendig ist.

Dem König war nicht zu helfen und selbst Alexanders bewegliche Klagen^{*)} blieben fruchtlos. Preußen kam aus der Entschlußlosigkeit nicht heraus, trotz Har-

^{*)} Noch am vierundzwanzigsten September schrieb Alexander an den König: „Rien n'égale sans doute la juste confiance que je place en votre caractère, en vos principes et dans l'invariabilité de vos dispositions à mon égard. Cette confiance, je le répète, est illimitée. Que V. M. juge donc elle-même combien il doit m'être pénible de ne pouvoir suivre les impulsions que ce sentiment me suggère avec cet entier abandon que je désirerais mettre dans toutes nos relations et qui très certainement serait d'une grande utilité entre amis et alliés tels que nous le sommes. Mais comment le pourrais-je? V. M. devinera aisément que c'est de son ministère actuel que je lui parle. Je suis bien éloigné de vouloir influencer le moins du monde sur le choix des personnes que vous honorez de votre confiance; mais pour le bien de la cause même que nous allons défendre et au nom de l'amitié qui nous unit, je crois de mon devoir de prier V. M. de nommer tel autre que ce soit de ses ministères, pour cultiver les relations qui subsistent entre nos cabinets, pourvu que ce ne soit pas le comte de Haugwitz. Je balance d'autant moins à vous adresser, Sire, cette demande qu'après m'être examiné avec la plus scrupuleuse attention . . .“ Der König antwortete nicht; Lüste aber schrieb dem Zaren am neunundzwanzigsten September: „Je suis extrêmement content de la comte Haugwitz et je vous assure qu'il est digne que vous lui donniez votre confiance.“ Die Versicherung machte natürlich keinen Eindruck; Alexander war, durch Alopaus und Goltz, die Beide intim mit Hardenberg verkehrten, zu gut unterrichtet. Und eben so unterrichtet war Talleyrand durch Rasoreff, bei dem die Herren Haugwitz und Lombard aus- und eingingen und Alles verriethen.

denbergs immer wiederholten Bitten, trotz den von Napoleon sehr bestimmt geforderten Erklärungen, was man endlich zu thun gedenke; ob man für Frankreich oder für Rußland optiren wolle. Und erst, als Lord Jarmouth Ende Juli bei einem frühlichen Besuche dem Marquis Luchefini in Paris verrieth, daß Napoleon die Rückgabe Hannovers an England versprochen habe, und der Marquis zugleich von Dubrills Treiben vernahm, entschloß man sich in Berlin zu Dem, was sein Entschluß mehr war: zum Kriege gegen Frankreich, zu „einem Akt der Verzweiflung“, wie Höpfner und Clausen mit Recht bemerken. Die Entscheidung war eine neue Thorheit. „Daß wir 1805“, schrieb Bismarck vor fünfzig Jahren an Gerlach, „nicht die Gelegenheit ergriffen, um Frankreichs Uebermacht brechen zu helfen, war eine ausgezeichnete Dummheit; schnell, nachdrücklich und bis zum letzten Hauch hätten wir eingreifen sollen; nachdem wir aber diese Gelegenheit hatten vorbegehen lassen, so mußten wir auch 1806 à tout prix Frieden halten und eine bessere abwarten.“ Mußten wir; allein wir konnten nicht. Die Leitung unserer Politik war so jämmerlich, daß sie sich bald zum Verzicht auf jedes Wollen gezwungen sah und nicht mal mehr die Freiheit zum Nichtwollen hatte. In der entscheidenden Zeit von April bis August, in der alle paar Wochen eine Veränderung der realen Verhältnisse eintrat, geschah nichts; und die ganze Weisheit der Haugwitz und Konforten erschöpfte sich darin, jedem neuen Faktum, vor das sie gestellt wurden, einen Schwanz in der Form langathmiger „Mémoires“ anzuhängen.

Nicht besser als in Berlin war die Vertretung der preussischen Interessen in Paris durch den Marquis Luchefini, der sich von jedem Ereigniß überraschen ließ, mit Haugwitz, wenn wir Wenz glauben dürfen, nicht zum Besten stand und seit den Zeiten Katharinens (die ihn schon 1794 zu den „miserabelsten Leuten von der Welt“ zählte, „qui savent dégager leur tête d'entre la hache et le billot“, und von ihm sagte: „Il n'y a pas de perfidie qu'il ne fassent commettre au roi, il le mène à tous les diables“) von den Russen mit Mißtrauen betrachtet wurde. „Er verdiente“, sagt Hardenberg, „allerdings weder als Staatsmann noch als Freund vollkommenes Vertrauen; seine Berichte waren nicht selten mehr schöne Poesie als das Resultat kalter ernsthafter Beobachtung; Niemand konnte besser als er den Mantel nach jedem Winde drehen; aber Vertrauen erwarb er sich nirgends, weil man ihm zu leicht abmerkte, daß Intrigue seine Hauptsache und in seinem Wesen immer etwas Safaienhaftes war.“ Es gehört zum Bild jener Tage, daß auch er, obwohl Napoleon „cet usurier, ce Pantalon“ nicht wollte und um einen anderen Gesandten gebeten hatte, auf seinem Posten gehalten wurde. Was ein Mann, den Napoleon nicht mochte, dem die Russen nicht trauten, dem armen Preußen in den kritischsten Tagen seiner Geschichte in Paris nützen konnte, ist leicht zu errechnen. Zu Erfurt hat er dann, wie Haugwitz und Lombard, Friedrich Wenz sein Herz ausgeschüttet. Natürlich hatte er Alles gewußt und vorhergesehen; „in Berlin hatte man es ihm aber nicht glauben wollen.“ Er erzählte dann die Geschichte seiner Rückberufung. „Die französische Regierung hatte eine seiner Gesandtschaften aufgefangen (verschiedener Umstände halber, glaube ich, daß Dies von seiner Seite beabsichtigt war) und seine Zurückberufung verlangt. Laforest hatte den Befehl, zu erklären, daß er, im Fall diesem Besuch nicht auf der Stelle gewillfahrt werde, für nichts stehe.“

Am neunten August wurde die Mobilmachung der Armee befohlen, die Ber-

handlung mit Paris aber nicht abgebrochen. Luchefumi, der Anfang September Paris zum großen Schmerz der Frau Marquise verlassen hatte, wurde durch General Knobelsdorf, einen „sast- und kraftlosen Diplomaten“ (Clausenwig) ersetzt, pour compléter l'illusion, wie Haugwitz Genz in Erfurt erzählte. „Das Wertwürdigste“, sagt (in genauester Uebereinstimmung mit Hardenberg) Genz, „bei dieser Maßregel blieb jedoch (Das war eins der Stratageme des Grafen Haugwitz), daß Herr von Knobelsdorf selbst dupirt ward.“ Er bildete sich in völligem Ernst ein, man habe ihn nach Paris gesandt, um durch seinen persönlichen Kredit das gute Einverständniß wieder herzustellen. Er wurde gut aufgenommen, am Tage nach der ersten Audienz mit einem Wagen und vier prächtigen normannischen Pferden beschenkt und von Napoleon mit dem Schmeichelwort empfangen: „Ich bin sehr erfreut, Sie hier zu sehen; ich liebe schlichte, gerade Männer wie Sie; allein mit Ihrem Hof bin ich sehr unzufrieden.“ Dann kam das Sündenregister. Daß es berechtigt war, ist nicht zu leugnen, auch wenn man das Geständniß, das Haugwitz Genz gemacht hat, nicht allzu ernst nimmt. „Eine falsche Friedensmaske war Alles, was wir zeigen konnten. Diesen uns aufgezwungenen zweideutigen Charakter haben wir nicht aufgegeben.“ Man sieht: die Unfähigkeit sucht das Mäntelchen der Klugheit umzuhängen. Ähnlich hat, zwei Tage nachher, Lombard gesprochen. „Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit des Krieges berechnen, besonders aber seit dem Ende des vorigen Jahres. Nur durch allerhand Kniffe und Piffe sind wir diesem bisher entgangen.“ Ist nicht nett, diese kleinen Sophisten an der Arbeit zu sehen gegen einen Mann, von dem Taine sagt, daß es „nie einen geschickteren, beharrlicheren, bereiteteren, überzeugenderen Sophisten gegeben“ habe, der überdies noch „ein hervorragender Artilleriegeneral, Oberbefehlshaber, Diplomat, Finanzmann und Verwalter“ war? Gleich danach hat der saubere Patron, hat Lombard, den Friedrich Wilhelm gegen das allgemeine Urtheil, ja, gegen den Willen der Königin sogar auf seinem Posten hielt, die Unverschämtheit, die ganze Verantwortung von sich auf den König abzuladen. „Sie wundern sich, daß ich bei so vielen dringenden Beweggründen nicht auf einer veränderten Politik bestanden habe. Kennen Sie den König? Meine Rechtfertigung liegt in dieser einzigen Frage. Ich möchte wohl wissen, was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt und zudem auch die Mittel nicht zu haben glaubt, sich auf einen Krieg sogleich einzulassen zu können. Darin ruht das große Geheimniß meiner Unentschlossenheit und Verlegenheit.“ Einen höheren Grad der Unverschämtheit zu erfinden, dürfte schwer fallen; und das Gebahren zeigt, wie richtig Stein in seiner klar blickenden Gewissenhaftigkeit den Mann der Kniffe und Piffe geschildert hat.

Knobelsdorf wurde inzwischen in Paris während des ganzen Monats September weiter prostruirt. Am Zwölften will Talleyrand Aufklärung über Preussens Rüstungen haben, „que publiquement on présentait, à Berlin même, comme dirigés contre la France. Les dispositions de la cour de Berlin ont autant plus vivement surpris Sa Majesté, qu'elle était plus éloignée de les présumer d'après la mission de M. de Knobelsdorf et la lettre de Sa Majesté le Roi de Prusse dont il était porteur.“ Und Knobelsdorf hat nichts als die klägliche Auskunft: „Les motifs qui ont engagé le Roi, mon maître, à faire des armements ont été l'effet d'une trame des ennemis de la France et de

la Prusse.“ „Man erkennt, sagt Clausewitz (und wir wissen, mit welchem Recht), in dieser Sprache sogleich die Politik des Grafen Haugwitz. Eine solche Unverschämtheit muß wenigstens mit einer großen Gewandtheit gepaart sein, wenn sie nicht widrig und lächerlich werden soll.“ Mit solchen Berathern zur Seite, trat Friedrich Wilhelm gegen Napoleon und Talleyrand in die Schranken.

Am einundzwanzigsten September verließ er Berlin und fuhr nach Raumburg zur Armee. Vier Tage danach fuhr Napoleon von Paris nach Mainz; und am sechsundzwanzigsten richtete der König ein Ultimatum und einen Brief an den Kaiser, der aus Lombards Feder floss und, trotz Treitschkes Lob, ein Musterbeispiel dafür ist, wie diplomatische Schriftstücke nicht abzufassen sind. Er stellte den König in unvorsichtiger Weise bloß, beleidigte den Korjen und mußte ihn, der, nach Bourvienné, nie eine Beleidigung vergessen hat, aufs Schwerste reizen. Hardenberg nannte die Arbeit „wahr, aber sehr unklug“, Gens fand sie „entsetzlich lang“, den Ton „so geschwätzig, familiär, ja, fast indezent, daß er erschraf“, und citirte Rivarols Worte über Mirabeaus Adresse an Ludwig den Sechzehnten: „Sie enthält zu viel Liebe für eine solche Drohung und zu viel Drohung für so viel Liebe.“ Napoleon quittirte im ersten Bulletin der Großen Armee; des Königs Brief nannte er „ein langes Pamphlet gegen Frankreich, von der Art derer, die das englische Kabinet von seinen Zeitungschreibern für fünfhundert Pfund jährlich machen läßt“, und leistete sich pöbelhafte Schmähungen der Königin, die kurz vorher an Alexander geschrieben hatte: „Nous marchons le chemin de l'honneur, c'est lui, qui dicte nos pas, et plutôt succomber que reculer. Voilà la voix unanime. Je vous proteste qu'il n'y en a pas une qui dise le contraire.“ Das war am achten Oktober, an dem Tage, da das von Preußen gestellte Ultimatum ablief. Ein Zweifel war nicht mehr möglich: es ging um Sein oder Nichtsein. Und Preußen stand allein auf dem Plan, dank der hohlenlosen Zudolenz und Trägheit des Grafen Haugwitz, der viel zu spät sich um Rußlands (von Budberg fast aufdringlich angebotene) Hilfe bemühte und drei kostbare Wochen verstreichen ließ, ehe er den Oberstlieutenant Krusensard, am achtzehnten September, mit der Bitte um Unterstützung durch sechzigtausend Mann nach Petersburg sandte. „Die Schlachten von Jena und Auerstädt“, sagt Hardenberg, „waren geliefert, ehe kaum die Antwort hierauf eingehen konnte“. Haugwitz aber trieb, wie kein Zweiter, zum schleunigen Beginn der Operationen*); in der That: er hat die „salische Friedens-

*) Man muß den Mann an der Arbeit sehen. Am sechzehnten September übergab er dem König eine Denkschrift, in der folgende Sätze stehen: „Aujourd'hui la Prusse est à la tête d'une armée de 180 mille Prussiens, Saxons et Hessois, c'est à dire des meilleures troupes de l'Allemagne, brûlant d'ardeur de venger l'honneur national, de combattre pour la plus juste des causes, l'existence, la sûreté, l'indépendance commune, et convaincus jusqu'au dernier soldat que ce n'est plus que par la force que ce but peut être obtenu et un repos honorable conquis pour l'avenir. Elle est, elle sera plus encore le chef, le centre de réunion de tous les États, de tous les peuples qui désirent de se soustraire au joug. La considération, le crédit de la Prusse, si elle prend le rôle que ces conjonctures lui assignent, s'élèveront à proportion de l'injuste dépréciation même dont elle avait été l'objet. Elle est sûre

maske“, so lange sie irgend zu tragen war, getragen, hat, was irgend im großen Kampf der Völker durch Diplomatie zu verderben ist, mit bewundernswerther Konsequenz verdorben und die letzte Dummheit, die noch zu machen, durch seinen Lombard machen lassen: das Kriegsmanifest vom neunten Oktober. Am Achten lief das Ultimatum ab (wurde Tauernzien auch schon von den Franzosen belästigt); doch der König wollte ohne Kriegserklärung nicht die Feindseligkeiten eröffnen. Und zu den „unschätzbaren Tagen, die man (nach Treitschke) in zwecklosem Verweilen verloren,“ kam noch einer. Wer an Belle-Alliance und Königgrätz denkt, weiß, was ein Tag Verlust im Kriege heißt. Das Manifest war, wie der Brief, wieder von bestreudender Ungeschicklichkeit; war, sagt Hardenberg, „ein höchst unschickliches Bekenntniß von Fehlern auf Fehler, das man dem König nicht hätte in den Mund legen sollen.“ Und Genz, der es aus Herrn Lombards Französisch ins Deutsche zu übertragen hatte, bemühte sich vergebens, auch nur die größten Injurien zu mildern und zu streichen. Sogar die Ermordung des Herzogs von Enghien war erwähnt. Bestürzt sagte Genz, als er's las: „Haben Sie auch durchaus überlegt, welches Fundament diese Beschuldigung hat? Dies und noch einige Beispiele königlicher Tendenz sind das Signal zu einem Krieg auf Leben und Tod.“ Sie waren's. Lombard aber, der Verfasser, nannte 1808 seine eigene Arbeit „une pièce éminemment mal calculée, car non seulement on a toujours tort de parler le langage de la passion et même avec la certitude de la victoire, on s'expose à des repentirs; mais c'était faire sortir le Roi de son caractère et livrer à des ressentiments dangereux le plus sage et le plus modéré des hommes.“ Ist, fragt Hardenberg dazu, „die Unverschämtheit nicht zu bewundern?“

Am neunten Oktober erschien das Manifest, das der König erst aus den Zeitungen kennen lernte, und am zwölften erhielt er von Napoleon die Antwort auf seinen Brief. „Sire, Votre Majesté sera vaincue.“ Zwei Tage danach (es war der Unglückstag von Hochkirch) lag Preußens Hoffnung in Scherben. „So ergaum“, sagt Treitschke, „der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preussischen Kriegsgeschichte. Beispielloß, wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, so fiel auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbst-erlebtes Leid, Allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und zur Treue.“

du concours de la Russie et de l'Autriche en autant que par une conduite sage et énergique on saura lui inspirer une véritable confiance . . L'armée du roi ne demande qu'à aller en avant; ses troupes sont regardées partout comme des libérateurs . . On voit donc qu'il est impossible de prolonger l'incertitude actuelle et que, pour tirer parti d'un moment si précieux, il faut, sans attendre davantage, insister sur les points que la Prusse, sûre à cet égard de l'acquiescement de la Russie et de l'Autriche, demande à la France comme préliminaires de la négociation commune future et dont le refus de sa part déciderait tout de suite l'ouverture des opérations.“ In der Französischen Gesandtschaft aber war er der Einzige, der noch mäßigte und zurückschickte, leider aber, dem Himmel sei's geklagt, nicht durchdringt. „Que voulez-vous“, soll er nach Hardenberg sogar gesagt haben, „que je fasse; voulez-vous qu'on me coupe la tête?“

Steglich.

Karl Schnigler.

‘Egil Skallagrimssohn.

Am Jahr 1000 entdeckte der Isländer Leif Amerika. Sein Vater, Eirik der Rote, war von Norwegen nach Island gezogen. Auch dort hatte er keine Ruhe gefunden, hatte dann Grönland entdeckt und besiedelt; Leif, sein Sohn, war in Norwegen Christ geworden und verkündete nun auf Grönland den neuen Glauben. Seine Mutter schloß sich ihm an. Da verließ Eirik auch Grönland, um, so scheint es fast, dem neuen Glauben nach dem neuen Land hin zu entfliehen. Er hatte kein Glück mehr, irrte lange herum, kam schließlich heim und starb dann bald. Drei Jahre später fuhr ein Anderer nach dem neuen Land. Er führte drei Schiffe mit zusammen hundertvierzig Mann. Sie erforschten und bewannten die Küste. Auf dem besten der gefundenen Landstriche siedelten sie sich für die Dauer an. Sie nannten ihn wegen der dort wild wachsenden Weinstöcke Vinland das gute. Aber nach drei Jahren mußten sie die Ansiedlung aufgeben. Die Eingeborenen, die zwar klein, aber unermeßlich zahlreich waren, hatten ihnen das Leben zu beschwerlich gemacht.

Da so die Entdeckung nicht ausgenutzt werden konnte, ist sie eine historische Arabeske geblieben, aber eine von symbolischem Werth. Man datirt von der Entdeckung Amerikas die moderne Zeit. Dieses Amerika hat nun eine Geschichte bekommen, die über das französisch-spanische Intermezzo hinweg an jenen isländisch-norwegischen Anfang geknüpft hat. Denn dieses selbe Volk ist es doch, das einst zuerst den wilden Weizen, Wein und Wald der amerikanischen Küste sah; und seine Entel haben auf dem Umweg über die Normandie und England das Land dauernd besiedelt, das ihre Ahnen sahen. Dieser wunderbar verschlungene geschichtliche Zusammenhang kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn ich an das eigenthümliche Schicksal der isländischen Literatur denke.

Nicht lange nach der Entdeckung Leifs Eirikssohn erfand, wenn man so sagen darf, sein isländisches Muttervolk eine neue Dichtungsgattung, die eine ähnliche Geschichte hatte wie die Entdeckung Vinlands des guten: die realistische Prosa-novelle. Im elften und zwölften Jahrhundert wurde sie gedichtet, um das Jahr 1200, vorher und nachher, aufgezeichnet; als in Italien die ersten ungelenten Versuche einer Prosaerzählung, die „cento novelle antiche“, mehr noch Anekdoten als Novellen, aufgeschrieben wurden, erschienen auf Island die letzten Nachzügler dieser Literatur; und als Boccaccio schrieb, war Das, was er schuf, im Norden erloschen. Halon, der Held der „Kronpräsidenten“, nahm der Insel der Dichter die Freiheit und (was schlimmer war) führte die französisch-deutsche Ritterdichtung ein. Die fremde Hoiskunst verdrängte den Geschmack an der Volkskunst.

Die realistische Prosa-dichtung ist die Kunst der Moderne geworden, wie Amerika das Land der Moderne ward. Aber auch diese geistige Entdeckung riß im Norden ab und bekam eine romanische Zwischengeschichte; erst im vorigen Jahrhundert ist sie im Stamm-land ihrer ersten Pfleger wieder erwacht.

Die Novelle der alten Isländer ist zu einem abgerundeten und bei allem Reichthum an Nuancen einheitlichen, wie man sagt: klassischen Stil gekommen. Wie stark sie bereits die entscheidenden Eigenschaften der modernen Novelle in sich ausgebildet hatte, wenn auch natürlich in sehr anderer Ausführung als bei uns,

dafür möchte ich eine Probe vorlegen. Sie stammt aus der Geschichte des Stalben Egil Skallagrímssohn. Ich habe drei Stücke aus ihr zusammengestellt und übersetzt.

Wie der Charakter des Helden in seine Vorgeschichte, in die Charaktere seiner Vorfahren verankert ist (ganz wie auch die neueren Norweger es lieben): Das läßt sich ja in der Kürze, wie es hier nöthig ist, nicht zeigen; man wird es aber aus der Szene zwischen Egil und seinem Vater ahnen können. Auch der kurze Abschluß der Geschichte über die Nachkommen läßt es erkennen. Deutlicher wird die psychologische Reifeit sich spiegeln. Die innere Erregung einer Szene wie der zwischen Egil und Abalstein oder der zwischen Egil und seinem Vater schlägt ja wie Feuer aus der alten Schilderung hervor. Besonders deutlich wird der Naturalismus der Darstellung werden. Welche ältere Dichtung der Weltliteratur giebt es, die ihren Helden (wohlgemerkt: ihren ernsthaften Helden) so schilderte, wie es hier mit Egil geschieht, nicht nur im Aeußeren, sondern auch dem Charakter nach, und zwar nicht, weil sie etwa anders werthete als wir, sondern mit dem vollen Bewußtsein, hiermit nichts Rühmliches zu sagen? Und gar welche alte Literatur hat es gewagt, uns einen ihrer gefeiertsten Helden in dieser bitteren Hilflosigkeit des Alters zu zeigen? Die Proben stammen aus den Kapiteln 55, 58, 88 des Originals in der Ausgabe von 1809. Verglichen ist worden die neue Ausgabe von Finnur Jonsson, Halle 1894, und die Bearbeitung von Ferdinand Rühl, Wien, Graeser, 1898.

Dresden.

Arthur Bonus.

Aus der Geschichte des Stalben Egil Skallagrímssohn.

Skallagrím hatte zwei Söhne. Der ältere erhielt in der Wasserweihe den Namen Thorolf. Er wurde früh groß und sehr schön; Alle sagten, daß er seinem Vaterbruder Thorolf am Meisten gleiche, nach dem man ihm den Namen gegeben hatte. Er erwarb früh all die Tüchtigkeiten, welche Männer, die auf sich hielten, damals zu üben pflegten. Er war heiteren Gemüthes und Alle sahen ihn gern. Auch Vater und Mutter liebten ihn sehr. Der jüngere erhielt in der Wasserweihe den Namen Egil; bald sah man, daß er seinem Vater ähnlich werden würde, häßlich und schwarzhaarig. Er wurde früh groß und stark; er sprach gern und wußte seine Worte gut zu setzen. Im Spiel mit anderen Kindern war er sehr unverträglich.

Wie Egil seinen Bruder Thorolf begrub.

Als die Brüder herangewachsen waren, führten sie auf Wiking. Einstmals, im Gefolge des Königs Abalstein von England, entschieden sie den Sieg gegen die Schotten; aber Thorolf fiel. König Abalstein ließ die Gleichenben verfolgen. Er selbst wandte sich aus dem Kampf und ritt auf die Burg zurück. Egil aber verfolgte die Feinde noch lange und erschlug jeden, den er erreichte. Als er genug hatte, wandte er mit seinen Genossen um und kehrte auf den Kampfplatz zurück. Da fand er Thorolfs, seines Bruders, Leichnam. Er nahm ihn auf und wusch ihn; er bereitete ihn zur Bestattung, wie damals die Sitte war. Sie gruben ein Grab und setzten Thorolf mit all seinen Waffen und Kleidern hinein. Egil wand ihm einen Goldring an jeden Arm, bevor er sich von ihm trennte. Dann häuften sie Steine und warfen Erde darüber. Egil sprach eine Weiße zum Ruhm des Bruders.

Danach zog er mit seiner Schaar zu König Abalstein und trat alsbald vor ihn. Der König saß beim Trinken und es war großer Värm um ihn. Als er Egil erblickte, befahl er, die Bank vor ihm zu räumen, und hieß Egil, sich in den

niederem Hochsitz ihm gegenüber setzen. Egil setzte sich. Er warf den Schild unter seine Füße; er hatte den Helm auf dem Haupte und legte sich das Schwert über die Knie; das zog er bald bis zur Hälfte aus der Scheide, bald stieß er es wieder hinein. Er saß aufrecht und ragte hoch über die Anderen empor. Egil war ein Mann mit großem Gesicht, breiter Stirn, gewaltigen Brauen, die Nase nicht lang, aber sehr dick, die bärtige Hälfte des Gesichtes weit und lang, das Kinn zum Verwundern breit; und so Alles um die Kiefern. Sein Hals war dick, die Schultern hoch; in Allem war er hervorstechend vor anderen Männern; das Gesicht grimmig und furchtbar anzusehen, wenn er zornig war. Er war sehr gut gewachsen, höher als alle Anderen; das Haar war wolfgrau und dicht; doch wurde er früh kahl. Und als er so saß, zog er die eine Braue auf die Wange herab, die andere zu den Haarwurzeln hinauf. Er war aber schwarzäugig und hatte dunkle Brauen. Man brachte ihm zu trinken, aber er wollte nichts nehmen. Nur abwerchselnd zog er die Brauen herab und hinauf.

König Abalfsin saß im Hochsitz; er legte sich auch sein Schwert über die Knie, und als sie so eine Weile gegessen hatten, da zog der König das Schwert aus der Scheide und streifte sich einen großen Ring aus gutem Golde vom Arme. Er steckte ihn auf die Schwertschneide, stand auf und schritt auf den Feuerplatz; da reckte er das Schwert über das Feuer nach Egil hin. Der stand auf und zückte sein Schwert; er schritt auf den Feuerplatz, steckte das Schwert in den Ring, den der König darbot, und zog ihn zu sich hinüber. Dann ging er auf seinen Platz zurück und der König setzte sich in den Hochsitz.

Als Egil sich niedersetzte, steckte er den Ring an seinen Arm; und da kamen seine Brauen wieder in die richtige Lage. Da legte er Schwert und Helm nieder und nahm das Trinkhorn, das man ihm gebracht hatte. Er trank und sprach eine Weile zum Dank für das Kleinod. Von da ab nahm er Theil am Trinken und so auch an den Gesprächen.

Danach ließ der König zwei Kisten hereinbringen: deren jede ward von zwei Männern getragen und beide waren voll Silbers. Der König sprach: „Diese Kisten, Egil, sollst Du nehmen, und wenn Du nach Island kommst, sollst Du sie Deinem Vater bringen; ich sende sie ihm als Sohnesbuße für Thorolf. Etwas davon sollst Du nach eigener Wahl unter die hervorragendsten Verwandten Thorolfs theilen. Du aber sollst als Brudersbuße hier bei mir Land oder fahrende Habe erhalten, was von Beidem Du lieber willst. Und wenn Du auf die Dauer bei mir bleiben willst, so werde ich Dir Ehren und Würden verleihen, wie Du sie selbst mir nennen magst!“

Egil nahm den Schatz an und dankte dem König für die Gabe und die freundlichen Worte. Da fing Egil an, froh zu werden, und sprach diese Weise:

„Harter Harm herab mir	Meine Brauen richtet
zog die hohen Brauen.	mir zurecht des Königs
Fand sich, der verstand, das	Gold. Es schwand der Schrecken,
Ungerade richteten.	der aus ihnen drohte.“

Egil fuhr nach Norwegen und verbrachte den Winter bei seinem Freunde Krinbjörn. Er nahm seines Bruders Witwe zum Weibe, die Krinbjörns Gejippin war. Dann fuhr er heim. Er hatte gute Fahrt. Er kam zur Herbstzeit nach Island und hielt auf den Borgarfjord. Zwölf Winter war er da außer Landes gewesen.

Skallagrim alterte bereits stark. Er freute sich sehr, als Egil heimkam. Der zog mit vielen Genossen nach Borg und blieb den Winter über bei Skallagrim. Er hatte unermessliches Gut, aber es wird nicht erzählt, daß er das Silber, das Adalstein ihm eingehändigt hatte, abgab, weder dem Skallagrim noch Anderen.

Wie Skallagrim starb.

Einst ward Egil zu einem Gastmahl geladen, und als die Zeit verstrichen war, bereitete er sich zu der Fahrt, mit ihm sein Weib und von den Hausgenossen so viele, daß sie Zehn oder Zwölf waren.

Als Egil fertig war, trat Skallagrim heraus zu ihm und wandte sich ihm zu, bevor er das Pferd bestieg.

Er sprach: „Langsam zahlst Du mir das Geld aus, das König Adalstein mir schickte, dankt mich. Wie denkst Du es damit zu halten?“

Egil antwortete: „Bist Du in Geldnoth, Vater? Das mußte ich nicht, aber ich will Dir sofort auszahlen lassen, sobald ich höre, daß Du Etwas brauchst. Ich weiß aber, daß Du noch eine oder zwei Kisten voll Silber in Verwahrung hast.“

„Mir scheint“, sagte Skallagrim, „Du hast Deinen Antheil an fahrender Habe bereits erhalten. Mit Dem, was ich besitze, mußt Du mir schon gewähren, zu thun, was mir behagt!“

Egil antwortete: „Du wirst nicht der Meinung sein, meiner Erlaubniß dazu zu bedürfen; denn Du wirst Deinen Willen durchsetzen, was ich auch sagen würde!“

Darauf ritt er zu dem Gelage. Er wurde mit großer Freude dort empfangen und es wurde verabredet, daß er drei Nächte bleiben sollte.

Den selben Abend, als Egil von Hause ritt, ließ Skallagrim sich sein Pferd fassen. Als die Anderen schlafen gingen, ritt er fort. Er hob sich eine sehr große Kiste zwischen die Knie. Unter dem Arm trug er einen Kupferkessel, als er forttritt. Man hält für wahr, daß er das Eine von Beidem oder Beides im Sumpf versenkt und eine große Steinplatte darübergewälzt hat. Skallagrim kam um die Mitternachtsstunde heim; er ging zu seinem Bett und legte sich in seinen Kleidern nieder.

Am den Morgen, als es hell ward und man sich anzog, saß Skallagrim vorn auf dem Bettbalken und war tot. Er war so steif, daß sie ihn weder liegend noch stehend grade bringen konnten, obwohl sie nichts unversucht ließen. Da warf sich ein Mann aufs Pferd und trabte so schnell, wie er konnte, über Land nach dem Gut, auf dem Egil zu Gaste war, und sagte ihm die Zeitung.

Egil nahm seine Waffen und seinen Mantel und ritt noch den selben Abend heim nach Borg. Und sobald er vom Pferde gestiegen war, ging er in den Anbau, der rings um das Feuerhaus war und aus dem die Thüren zu den Bänken hineinführten. Da schritt Egil auf das Bett zu und sah Skallagrim an den Schultern und beugte ihn mit Gewalt nach hinten auf den Rücken. Er legte ihn auf das Bett und verrichtete die Totruchtsichten an ihm. Dann ließ er die Grabwerkzeuge nehmen und die Wand an der südlichen Seite einreißen. Als Das gethan war, nahm er Skallagrim am Kopfende und Andere nahmen ihm am Fußende und sie trugen ihn quer durch das Haus und hinaus mitten durch die eingerissene Wand. Sie trugen ihn fort, ohne innezuhalten bis unter das Raufkap; da wurde die Nacht hindurch über der Leiche ein Zell aufgeschlagen. Am Morgen aber zur Fluthzeit ward Skallagrim aufs Schiff getragen und nach dem Dignatap gerudert. Da ließ Egil vorn auf dem Kap einen Hügel errichten; darein ward Skallagrim

gelegt und sein Roß und seine Waffen und sein Schmiedezeug mit ihm. Aber davon wird nichts berichtet, daß irgend welche Schätze zu ihm gelegt wurden. Da übernahm Egil das Erbe, Land und fahrende Habe und den ganzen Haushalt.

Wie Egil alterte und starb.

Egil Skallagrimssohn wurde ein alter Mann. Und in seinem hohen Alter ward er schwach an Gehör und Gesicht, auch steif an den Beinen. Er lebte auf dem Gut zum Moorberge bei Thordis, seiner Stieftochter, und ihrem Manne.

Eines Tages wollte Egil hinausgehen. Er ging an der Wand hin und stieß mit dem Fuß an und fiel.

Einige Weiber sahen Das; sie lachten dazu und sagten: „Abgebraucht bist Du nun, Egil, ganz und gar, da Du hinsäffst, ohne daß Dich Einer stößt.“ Da jagte der Hausherr: „Winder spotteten die Weiber über uns, als wir jünger waren!“

Egil wurde ganz blind. Eines Tages im Winter, als es sehr kalt war, ging er ans Feuer, um sich zu wärmen. Die Wirthschafterin redete darüber, was Das doch für eine wunderliche Sache sei. So ein Mann, wie Egil gewesen sei, und liege nun den Mägden im Wege, daß sie nicht an ihre Arbeit kommen.

„Sei gut“, sagte Egil, „wenn ich auch mich ans Feuer lege; wir wollen uns über den Platz einigen!“

„Steht auf“, sagte sie, „geh an Deinen Platz und laß uns an unsere Arbeit!“

Egil stand auf und ging an seinen Platz. Er sprach die Weise:

„Blind um den Brand irr' ich, dessen Wort Härten fürchteten,
Mägde um Milde bettl' ich, dessen Ehre über Heere herrschte!“

Abermals eines Tages, als Egil ans Feuer ging, um sich zu wärmen, fragte ihn Einer, ob ihn an den Füßen jriere, und warnte ihn, daß er sie nicht gar zu nah ans Feuer bringe. „Ich will es versprechen“, sagte Egil; „es ist mir nicht mehr ganz leicht, meine Füße richtig zu steuern, da ich nicht sehe. Böse ist es und ganz elend, blind zu sein!“ Er sprach diese Weise:

„Lang wird mir die Weise,	Zitternde Witwen,
lieg' ich einsam,	alkalische zwei,
altalter Mann,	beide Deine mein
fern fürstlichem Schut.	härmen um Wärme sich!“

Es war gegen das Ende der Zeit Hakons des Guten, da war Egil Skallagrimssohn in den neunziger Jahren. Er war blind, aber noch rüstig. Es war Sommerzeit, als die Männer sich zum Thing bereiteten; da bot Egil seinem Schwiegersohn an, er wolle ihn auf das Thing begleiten. Der nahm Das nicht sehr bereitwillig auf. Er erzählte seinem Weibe, um was Egil ihn gebeten habe; „ich möchte, daß Du zu erfahren suchst, was unter dieser Bitte brauen mag.“

Thordis suchte ihren Stiefvater auf und sprach mit ihm. Es war die größte Freude Egils, mit ihr zu reden.

Sie fragte ihn: „Ist wahr, Vater, daß Du zum Thing reiten willst? Ich möchte, daß Du mir erzählst, was Du vorhast!“

„Ich will Dir erzählen“, sagte er, „was ich mir ausgedacht habe. Ich will die beiden Kisten voll englischen Silbers, die König Adalstein mir gab, mitnehmen und sie zum Geseßesessen bringen lassen; und wenn es da ganz voll ist, will ich das Silber ausfüllen. Und Das sollte mich wundern, wenn sie es friedlich unter sich theilen; ich glaube, daß es Pässe und Ohrfeigen sehen wird; am Ende schlägt sich gar das ganze Thing darum!“

Thorbis sagte: Das sei ein Hauptpaß, davon werde man erzählen, so lange das Land bebaut wird. Dann ging sie zu ihrem Mann und erzählte ihm Egils Plan.

„Das soll nimmer geschehen, daß er Dies ausführt, solch einen Streich!“ sagte Der. Und als Egil mit ihm über die Thingfahrt zu sprechen kam, da rieth er ganz und gar davon ab; und Egil saß um die Thingzeit daheim. Das gefiel ihm übel; er war sehr finstern.

Auf dem Moorberg hatte man Sennfahrt angelegt und Thorbis war während der Thingzeit dort. Eines Abends, als die Leute auf dem Moorberg schlafen gehen wollten, rief Egil zwei Knechte zu sich. Er hieß sie, ihm ein Pferd zu bringen. „Ich will zu Bade reiten!“ sagte er. Und als Egil fertig war, ging er hinaus und hatte beide Silbertisten mit sich. Er stieg auf das Pferd und sie zogen hinunter hinter der Umwallung und vor dem Hügel hin, der da steht; dort sah man sie zuletzt. Am anderen Morgen, als die Leute aufstanden, sahen sie Egil am Waldbrand östlich der Umwallung herumwanfen. Das Pferd führte er hinter sich. Sie gingen zu ihm und brachten ihn heim. Niemals aber sah man die beiden Knechte wieder noch auch die Risten. Egil selbst erzählte, daß er die Knechte umgebracht und die Risten verborgen habe; aber wo: Das sagte er keinem Menschen.

Im Herbst darauf wurde Egil krank. Zu seinem Begräbniß ließ sein Schwiegersohn ihm prächtige Kleider anlegen und ihn nach Tjaldanes hinuntertragen. Dort wurde ihm der Hügel bereitet und Egil dargelegt mit seinen Waffen und Kleidern.

Ende.

Als das Christenthum durch Thingbeschuß auf Island eingeführt war, wurde auch der Gutsherr zum Moorberg getauft. Er ließ eine Kirche bauen und es wird erzählt, daß Thorbis den Leichnam Egils zur Kirche schaffen ließ. Und Das hat man zum Zeichen dafür: Als einst in späterer Zeit die Kirche verlegt und der Kirchplatz aufgegeben wurde, fand man unter der Altarstätte Menschengebein; das war weit gewaltiger, als sonst Menschenmaß ist. Da glaubten die Leute, aus den Erzählungen der Alten zu wissen, daß es Egils Gebein sei.

Damals war dort ein Priester, ein sehr gelehrter Mann. Der nahm Egils Schädel und stellte ihn auf die Kirchhofsumwallung. Der Schädel war zum Verwundern gewaltig. Aber noch unwahrscheinlicher war, wie viel er wog. Er war ganz weiß außen, wie eine Muschel. Der Priester wollte ausprobieren, wie stark der Schädel sei. Er nahm eine tüchtige Handart und schwang sie, so stark er mit einer Hand konnte, und schlug auf den Schädel, um ihn zu zerpalten. Aber an der Stelle, wo er ihn traf, ward er nur weiß; es gab weder eine Vertiefung noch einen Sprung. Da sah man, daß dieser Schädel von den Hieben gewöhnlicher Menschen nicht leicht zu Schaden kommen konnte, so lange noch Haut und Fleisch über ihm war. Egils Gebein ward auf dem äußeren Theil des Kirchhofes bestattet.

Von Egil stammt ein großes Geschlecht; stolze Männer, darunter viele Skalden. Das ist das Geschlecht der „Moorleute“, Alles, was von Skallagrím abstammt. Es erhielt sich lange in diesem Geschlecht, daß die Männer stark waren, gewaltige Totschläger; einige aber vielwissend und weise. Aus diesem Geschlecht galten Manche für die Allerschönsten, die es auf Island gegeben hat; darunter Egils Sohn Thorstein, Thorsteins Schwestersohn Hartan, Thorsteins Tochter Helga, die schöne, um welche die Skalden Gunnlaug Schlangenzunge und Hrafn kämpften. Aber die Meisten aus diesem Geschlecht waren häßlicher als alle anderen Menschen.

Triviale Musik.

Wie unsere gesammte Kunst, so steht auch die musikalische Produktion seit Jahren unter dem lähmenden Einfluß einer Angst, die immer mehr das frische, naive Schaffen zu vernichten droht und ein gutes Theil der modernen musikalischen Extravaganzen bereits verurtheilt hat: der Furcht vor dem „Trivialen.“ Ich besuchte unlängst einen feinen und klugen Musiker und erquickte mich wahrhaft an Dem, was er mir in einer guten Stunde am Flügel vorspielte: die anmuthigsten oder kraftvollsten Themen, leicht faßlich, in den Grenzen der Tonalität zum gedanklichen Abschluß gebracht und nicht durch eine überschwängliche Harmonik erstickt, klangen an mein Ohr; es war ein Genuß, wie ich ihn seit langer Zeit selbst in den berühmtesten Konzerten nicht gehabt hatte. Entzückt stellte ich die Frage, wo diese köstlich frischen, gesunden Kompositionen erschienen seien; mein Freund lächelte und sagte mit einer Mischung von Ernst und Spott: „Die werden in absehbarer Zeit überhaupt nicht erscheinen; denn ließe ich sie drucken (sollt ein Verleger überhaupt solches unmoderne Zeug nähme), so wäre es um meinen guten Namen als eines neugeitlichen Tonsetzers gethan. Man würde Das, was Sie melodische Fülle und Natürlichkeit zu nennen belieben, als Trivialität bezeichnen und mit diesem einen Vernichtungswort wäre ich auf Jahre hinaus unmöglich gemacht. Darum mögen die Sachen im Pult liegen bleiben; vielleicht kommt mal wieder eine Zeit, wo die Einfachheit Mode ist und es nicht mehr als unvornehm gilt, ausgiebige musikalische Einfälle zu haben.“

Der Mann hat leider Recht. In der That wird das musikalische Leben heute von Leuten beherrscht, die, sei es aus Absicht oder aus Mangel an Erfindung, das Wesentliche der Tonkunst in den absonderlichsten Effekten suchen, keine schlichte Melodie von acht Takt in den Grenzen einer Tonart schreiben wollen oder können, dafür aber das Kunststück fertig bringen, Stunden lange „Stimmungsmusik“ zu produziren, die zwar gewiß sehr ernsthaft gemeint und mit größtem Aufwand von Klugheit und Raffinement ausgetüftelt, aber im Grunde doch unmusikalisch ist. Diese Leute haben es, zumal sie lautrufende kritische Helfer genug fanden, glücklich dahin gebracht, daß die Erfindung, der musikalische Gedanke, als nebensächlich betrachtet wird. Komponisten von Ruf thun sich Zwang an, damit ihre Werke nur ja nicht allzu klar, durchsichtig, schlichtmelodisch erscheinen und sich dadurch dem Vorwurf der Trivialität aussetzen; und die jüngsten Konservatoristen schütteln verächtlich die Künstlermäähnen über jeden unmodernen Thoren, der sich einsaßen läßt, zu behaupten, daß auch in der Tonkunst der Gedanke das Wesentliche sei, Form und Ausdruck aber erst in zweiter Linie stehen.

Hohe Zeit ist's, daß die Angst vor dem Vorwurf der Trivialität einmal überwunden wird. So wenig ein Vernünftiger wünschen kann, die Tonkunst möge von der durch die neuere Entwicklung erlangten Farbenpracht und Bewegungsfreiheit Etwas aufgeben und in eine rückläufige Bewegung eintreten, so nachdrücklich muß doch darauf hingewiesen werden, daß neben der modern-impressionistischen Musik, die in der Hauptsache als Ausdruckskunst zu gelten hat, auch die Richtung berechtigt und nothwendig ist, die sich wesentlich auf Erfindung und einfache, nicht modern-komplizierte Empfindung gründet. Das im Anjang dieses Jahres gefeierte Mozart-Jubiläum hätte uns darüber belehren sollen, wie in der Musik sich tiefstes, reinstes Empfinden mit Wohlklang, Klarheit und Formen Schönheit vereinen kann.

Täufchen wir uns nicht darüber hinweg, daß unsere moderne Musik durchaus unvollständig ist. Alle rauschenden Erfolge im Konzertsaal, wo Einer den Anderen hypnotisirt und schließlich ein Häuflein handfester Enthusiasten den Ausschlag giebt, können die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die musikalischen Schöpfungen neuerer Zeit, abgesehen von einigen Liedern, keine Resonanz im Volk finden. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist längst nicht mehr Lohn, der reichlich lohnet. Nein: man will um jeden Preis originell sein, selbst um den Preis der Volksthümlichkeit. An die Stelle des treuerzigen Musikantenthumes ist die bewußte Thätigkeit des Künstlers getreten, der unter dem Vorwande, dem Geiste der neuen Zeit nachzuspüren, nur sich selbst in möglichst auffallender Weise zur Geltung zu bringen sucht. Und darin liegt der Kern der Sache: die Musik, die ihrer Natur nach die Kunst des Unbewußten, des Transigendentalen ist, hat sich neuerdings allzu sehr unter die Herrschaft des berechnenden Verstandes gebeugt. So kommt es, daß das nach guter neuer Musik nach wie vor verlangende Volk die Empfindung hat, man biete ihm Steine statt des Brotes und beschwere die lustigste, himmlischste aller Künste allzu sehr mit der Last von Begriffen, Absichten und dunklen Symbolen.

Der Einwand, daß die neue Zeit andere Ausdrucksformen und Ausdrucksmittel fordere, sei als berechtigt zugestanden. Aber man wolle uns nicht im Ernst einreden, daß die moluskenhafte Gestaltlosigkeit gewisser modernen Orchesterwerke, das Ueberwuchern der Begleitung über den gesanglichen Theil des Liedes, die, zum Beispiel, bei Reger zu beobachtende maßlose Uebertreibung des polyphonen und des chromatischen Prinzips mit dem Geiste unserer Zeit anders zusammenhänge als durch das Bedürfnis, originell bis zur höchsten Absonderlichkeit zu sein. Auch vermag ich weder in den heulenden hohen B der straußischen „Salome“, welche die Kontrabassisten, die Saite hoch oben am Steg mit zwei Fingern fassend, erzeugen müssen, noch in den Ruthenschlägen auf das Holz der Großen Trommel, wie sie Mahler in einer seiner Symphonien vorschreibt, etwas Anderes zu erblicken als Effekte, die mit dem Geiste der Zeit recht wenig zu thun haben, ja, beinahe dem Geiste der Musik widersprechen, weil sie die Geräusche in die Kunst der Töne einzuschmuggeln versuchen.

Das Ohr des Volkes verlangt gebieterisch nach neuer Nahrung. Der Zusammenhang zwischen dem tonkünstlerischen Schaffen und dem musikalischen Bedürfnis der Menge kann ohne Schädigung beider Theile nicht lange unterbrochen werden. Gelangt die musikalische Produktion immer mehr in ein Artistenthum hinein, so wendet sich die große Menge geringwerthigen Erzeugnissen zu und begünstigt den in Wahrheit trivialen Wassenhauer, weil er den Vorzug hat, leicht faßlich und sangbar zu sein.

So lange die Furcht vor dem angeblich Trivialen herrscht, so lange gewisse Leute aus der Noth eine Tugend machen und eine frisch dahinfließende Erfindung als unmodern und banal ablehnen, so lange der in Schillers Sinn „naiven“ Musik die „sentimentale“, die spekulative vorgezogen wird, kann die Tonkunst den Zusammenhang mit dem Volke nicht wiedergewinnen. Darum gilt, sich von dieser Furcht zu befreien. Wer sich was Rechtes einfallen läßt, wer frisch draußlos zu musizieren und eine Musik zu schreiben vermag, die für sich selber spricht und nicht erst der Krücken philosophischer oder musikhistorischer Erklärung bedarf, Der kümmerge

sich nicht um das Grausen der Dusterer und nehme den Vorwurf der Trivialität für eine Weile ruhig auf sich. Demen, die an eine Umwerthung aller musikalischen Werthe glauben und überzeugt sind, daß die Tonkunst der Zukunft auf jede geschlossene Melodie, ja, sogar auf jedes feste Motiv verzichten und lediglich Stimmungsmusik sein werde, ihnen sei unbekommen, auf dem von ihnen für richtig erkannten Pfad fortzuschreiten; vielleicht gelangen sie wirklich an neue, ungeahnte Ziele. Aber man höre endlich auf, einen höchst schädlichen Terrorismus dadurch auszuüben, daß man durch das Schreckenswort „Trivialität“ alle Komponisten zurückscheucht, die in ihren Werken wieder den reinen musikalischen Gedanken, die Melodie, zu Ehren bringen wollen.

Dresden.

Friedrich Geißler.



Anzeigen.

Die Deutsche Jahrhundert-Ausstellung in der königlichen National-Galerie. Auswahl der hervorragendsten Bilder. Mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi. München. F. Bruckmann N.-G. Preis: 20 Mark.

Die große Heerschau über die deutsche Malerei des neunzehnten Jahrhunderts ist beendet, und hätte der auch in Kunstdingen Höchstkommandirende die Ausstellung in der Nationalgalerie des Besuches gewürdigt, so müßte seine Paradekritik gelautet haben: Ein Sieg der nichtakademischen Kunst und eine Niederlage der offiziellen Kunstwissenschaft. Denn gerade die Bilder, die Zukunftswerthe bargen, wurden fast durchweg von Künstlern geschaffen, die nicht Professoren waren, und auch nicht an Museen, sondern an Privatleute verkauft, deren Erben sie heute für Unsummen den Museumsleitern überlassen. Welche Kostbarkeiten aber der ideale Galeriedirektor, der nie geboren wurde, mit geringem Geldeaufwand zu sammeln vermocht hätte, zeigt dieser erste Band des großen Prachtwerkes über die Jahrhundert-Ausstellung, dessen vierhundert vorzügliche Abbildungen vom vielen Guten, das zu sehen war, nur das Beste bringen wollen. Man wird, die Auslese im Ganzen billigend, einzelne Fragen und Wünsche doch schwer unterdrücken. Warum fehlen die groß geschnittenen Bildnisse Franzens von Hofden, warum fehlt Oppenheimers Börne-Portrait? Und wenn die Biedermeierei Spitzweg zu elf Reproduktionen verhalf, durften für Bettendorfs nicht zwei, für den Bahnbrecher Marées nicht nur sechs abfallen. Weiter. Tschudis Einleitung muß Jedem, der Fingerzeigen zu folgen und Andeutungen auszubedenken vermag, viel nützliche Freude bereiten. Sie stellt zwei Jugendschöpfungen Desreggers den süßlichen Anekdotenbildern des später so Gefeierten lobend gegenüber; die Jugendwerke werden aber nicht abgebildet, sondern Desregger ist durch „Speckbacher und sein Sohn“, eine Vorahnung des „Salontirolers“, vertreten. Warum? Wankte auch hier das Prinzip der „Kunst für Alle“? Unter Demen, die sich „um die Ausstellungsgarbeiten verdient gemacht haben“, wird in dem kurzen, von Alfred Lichtwark unterzeichneten Referat an letzter Stelle Julius Meier-Graefe genannt, „der schon vor Beginn der Arbeiten sich mit dem Gedanken einer Jahrhundert-Ausstellung beschäftigt und zu der raschen Verwirklichung des Unternehmens beigetragen hatte.“ Stammt diese müßiglich konstruierte Anerkennung wirklich vom Direktor

der hamburger Kunsthalle, an dem wir, außer einem eleganteren Stil, bisher auch die Robesse der Gesinnung, die unparteiische Gerechtigkeit dem anders Fühlenden gegen" über schätzen konnten? Herr Meier-Graefe mag seit dem „Fall Böcklin“ Vielen unangenehm sein; aber „hat er sich schon vor Beginn der Arbeiten mit dem Gedanken einer Jahrhundert-Ausstellung beschäftigt“, so ist er einer der geistigen Väter des Unternehmens und durfte deshalb nicht erst nach den Volontären der Nationalgalerie, wie irgend ein gleichgiltiger Sekretär, der nur mit Expeditoren und Versicherungsgesellschaften korrespondirt hat, mit flauem Lob genannt werden. Seine ungeheure Arbeitsleistung, ohne die das Unternehmen niemals so zu Stande gekommen wäre, mußte anständiger Weise nicht in einem versteckten Relativsatz, sondern an sichtbarster Stelle und ohne jage Zurückhaltung gewürdigt werden.

Dr. Emil Schaeffer.



Ave vita morituri te salutant. Roman von Waldemar Bonsels. Buchtitelzeichnung von Willi Geiger. München, E. W. Bonsels.

Das Wesen dieses Romans ist äußerste seelische Durchdringung des Gegenständlichen. Hier spricht ein Dichter in tragischsten Zusammenhängen von einem umgeworfenen Bassereimer oder von einem Erikastrauß, der am Boden liegt. Aber es ist wahrlich kein Naturalist, sondern Einer, der für die Wirklichkeit so scharfsichtig ist, weil er weiß, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß (oder vielmehr: daß alles noch so Vergängliche dennoch ein Gleichniß) ist. Einer, der eine ganz seltene Gabe besitzt: schöpferische Schamhaftigkeit. Während er scheinbar von den gleichgiltigen Dingen des Alltags redet, deckt er Seelenabgründe auf.

München.

Hans Brandenburg



Tagebuch von Maria Wasskirtsew. Hermann Seemann Nachfolger.

Maria Wasskirtsew, die frühverstorbene geniale Russin, hat mich von je her mächtig angezogen. Sie ist für mich die Verkörperung der so raren, so reizvollen Spezies: jungschönes Weltkind und tiefster Künstlerin in einer Person. Als eine besondere Freude begrüßte ich es daher, als ich von Madame Wasskirtsew-mère damit betraut wurde, den lesterschienenen Band der Tagebücher, das „Journal inédit“, ins Deutsche zu übertragen, und durch diese Arbeit auch mein bescheidenes Scherflein dazu beitragen konnte, den Namen Maria Wasskirtsew in Deutschland populärer zu machen. Ich darf die Tagebuchaufzeichnungen wohl um so wärmer empfehlen, als sie ja nicht meiner eigenen Feder entstammen. Eine besonders hübsche Zugabe dabei ist der anonym von ihr geführte Briefwechsel mit Guy de Maupassant. Ergreifend ist, wie in diesem papiernen Geplänkel (halb Pathos, halb Ironie) wieder und wieder ein Unterton durchklingt: die Sehnsucht einer supertoren Seele nach einer ihr ebenbürtigen, ihr überlegenen. Doch das Buch mag für sich selbst sprechen. Viele (zum Theil hier zum ersten Mal veröffentlichte) Reproduktionen nach Mariens Werken, Gemälden und Plastiken, lassen uns ahnen, wie viel das junge Weib bereits geleistet hatte und wie viel es noch zu leisten vermocht hätte, wenn nicht der Schwindsuchtbazillus diesem erst dreißigjährigen Leben jäh ein Ende gemacht hätte.

Julia Virginia.



Das Peter Hille-Buch. Hgel Junder, Stuttgart.**Petrus und der Mond.**

Wir standen auf einem kleinen Hügel in der Nähe der Stadt und blickten in unsere Fernen. Auf die silberdunkle Linie zeigte Petrus, die Himmel und Erde vereinte. Und er sagte: „Von dort bin ich gekommen“. Und es war mir offenbar: eine wandernde Landschaft ist er, die ersieht die Heimath der Jubelnden. Und als ich zu ihm reden wollte, erreichten ihn meine Augen nicht; höher war er gewachsen als der Mond: und er hielt ihn in der Hand, dem größten goldenen Reichsapfel. Ich rief: Da kamen all die Knaben, die Petrus liebten, und die Mädchen, die um ihn, wie um eine steinerne Urgestalt, Tänze tanzten, und blickten zu ihm auf. Aber er hatte den glänhendsten Stern zurück in die Wolken geworfen und ein heftiger Regen ergoß sich. Wir stiegen den Hügel herab und traten unter breitlaubige Baumriesen. Die Anderen sahen wir zurück in die Stadt fliehen.

Wilmersdorf.

Else Lasster-Schüler.

Hedwig Hard: Beichte einer Gefallenen. Berlin, Ledermann. 3 Mark.

Als mir der erste Theil dieses Buches zugesandt wurde, hatte ich eine gelinde Angst, eine schlechte Nachahmung der gerade in diesen Jahren erschienenen Bekenntnisse aus dem Kreise der „Verlorenen“ zu finden. Da mich aber alle Dokumente der Menschlichkeit interessieren, las ich einige Seiten, las, — und las mich schließlich ganz hinein. Und fand hier das wirkliche Leben der Prostituirten mit seinem bunten Wechsel, seinem Auf und Nieder. Die Verfasserin, die nach dreizehn unruhigen Jahren das von ihr hochgeschätzte Glück hatte, einen Mann zu finden, bei dem sie Ruhe, Zufriedenheit und die echte Liebe kennen und empfinden lernte, die Verfasserin schont sich ganz gewiß nicht. Sie will eben ein durchaus zuverlässiges, wahres Bild von dem Leben der Gefallenen geben. Auch zwingt ihr künstlerischer Trieb sie wohl manchmal ganz unbewußt, ehrlich und rückhaltlos gegen sich selbst zu sein. Ja, ihre gar nicht gewöhnliche Begabung ist oft zu erkennen. So in den Schilderungen der Jugend und in manchen Abschnitten, in denen sie irgend ein typisches Erlebnis erzählt oder von ihren Kolleginnen spricht. Manches, das sie aus dem Arbeitshaus berichtet, erinnert fast an Dostojewskijs „Aus einem Totenhaus“. Und die Geschichte von dem Mann, dessen Frau gestorben ist, und so viele andere Erlebnisse der Hedwig Hard könnten von einem Maupassant herkommen.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.

Narrenspiel der Ewigen Stadt. Ausgewählte Lieder und Satiren von Belli; Deutsch von Albert Jacher. Leipzig, Richard Sattler.

Giuseppe Belli, geboren 1791, gestorben 1863, hat im römischen Dialekt und in Sonettform Satiren geschrieben, von denen er selbst sagt: „Ich wollte ein Denkmal dessen hinterlassen, was das niedere Volk im heutigen Rom ist. Es ist ein originelles Volk, denn es zeigt in seiner Sprache, seinen Begriffen, seinem Charakter, seinen Sitten, Gebräuchen, in seinem Handeln, seinem Denken, seinem Glauben, seinen Vorurtheilen, seinem Aberglauben ein Gepräge, das es von jedem anderen Volkstyp unterscheidet. Was ich biete, wird nicht immer bezagt sein, aber das niedere Volk ist einmal so; und ich schreibe, was ich fand, nieder, nicht, um es als

Muster hinzustellen, sondern, um ein getreues Bild der Wirklichkeit zu geben.* Gogol und Sainte-Beuve haben den bis dahin nur dem römischen Volk bekannten Dichter für die literarische Welt entdeckt und Paul Heyse hat später einige seiner Sonette übersezt und in der „Zukunft“ veröffentlicht. Aus der von Morandi veranstalteten Sammlung, die in sechs Bänden 2335 Stüd enthält, bietet uns Dr. Albert Bacher ein Kosthäppchen. Gregor XVI. kommt in diesen Liedern sehr schlecht, Pio Nono gut weg. Eine Probe:

Der Römer Wahlspruch.

Rege über nichts Dich auf;
Denn die Welt und ihren Lauf,
Selbst wenn Beide rückwärts gehn,
Kannst Du, Kermiser, doch nicht drehn.

Frag' auch nicht, was nach dem Tod
Dir geschieht; denn ward, statt roth,
Weiß Dein Antlig, stumm Dein Mund,
Macht Dich doch kein Leid mehr wund.

Was hat Christus profitirt,
Daß er sich so strapazirt
Und sogar voll Heldenmuth
Uns gepflegt hat sein Blut?

Willst Du Noahs Jahre sehn,
Laß nur Alles ruhig gehn,
Treu dem Spruche froh und frisch,
Der da lautet: je m'en f . . .

Ob das Römervolk unserer Tage noch das selbe ist wie in Bellis Zeit, kann nur der Kenner der Stadt und ihrer Menschen entscheiden.

Reiße.

Karl Zentisch.



Symptome.

Es hat sich ein großes Industriefartell coram publico in so unzureichender Kleidung gezeigt wie neulich das Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat in seinem Bericht über den Geschäftsgang in den Monaten Mai, Juni und Juli 1906. Das Syndikat hat dem Bedarf nicht annähernd zu genügen, die Kohlenknappheit nicht zu hindern vermocht. Wenn Das dem mächtigsten deutschen Kartell passiert, das Jahre lang als Musterverband, dessen Organisation als unerschütterlich galt, so muß selbst der mildeste Richter fragen, ob das Vertrauen in die regulirende Thätigkeit der Syndikate noch gerechtfertigt erscheint. Daß die Nachfrage so wesentlich stärker war als das Angebot, spricht ja deutlich für die Höhe der Konjunktur; daß ein bisher so mächtiger Verband aber die Situation nicht mehr beherrscht, ist kein gutes Zeichen. Schon wird die Lage mit der in den Jahren 1899 und 1900 verglichen. Der Optimist hört nur das Gute heraus: Hochkonjunktur heute wie damals.

Der Vorsichtige denkt an die débâcle, die der Aera stürmischer Preissteigerungen, Kapitalsverhöhungen und Neugründungen folgte. Das Kohlsyndikat sucht zu beweisen, daß es an dem Irrthum unschuldig war. Man denke: die böse Eisenindustrie hat dem Syndikat die Frage nach den Aussichten des Geschäftes falsch beantwortet. Im ersten Quartal dieses Jahres war der Kohlenbedarf der Eisenindustrie ziemlich gering. Vor dem Beginn des zweiten Vierteljahres hat das Syndikat gefragt, mit welchem Verbrauch etwa gerechnet werden müsse. Darauf kam die Antwort, die Beschäftigung sei zwar im Allgemeinen recht gut, doch sei eine Abschwächung der Konjunktur zu erwarten, weil der Verbrauch im Ausland etwas nachgelassen habe. Nun glaubte das Kohlsyndikat, die Nachfrage werde so bleiben wie sie im ersten Quartal gewesen war, und konnte ihr, als sie beträchtlich stieg, nicht genügen. Ist mangelhafte Information aber ein entschuldigendes Moment? Wozu, darf man fragen, haben die Syndikate nicht nur die Produktion, sondern auch den Verkauf, durch Ausschaltung des Zwischenhandels, in ihre Hände gebracht, wenn sie trotzdem die Marktverhältnisse nicht selbst überblicken können? Dem Kohlsyndikat bleibt mindestens ein Theil der Verantwortung: es hat große Kohlenmengen aus Ausland verkauft, ohne auf den heimischen Bedarf Rücksicht zu nehmen, und hat im Verkehr mit den Hüttenzechen nicht alle Nachmittel angewandt, um die ihm nach dem Vertrag zu liefernden Kohlenmengen hereinzubekommen. Die Klage über das eigenmächtige Handeln der Hüttenzechen kehrt seit Jahren in allen Erklärungen des Kohlsyndikates wieder; zeigt im Grunde aber nur, daß es den Verhältnissen nicht mehr gewachsen ist. Geheimrath Kirdorf hat die Situation richtig erkannt und schon im Juni die Freigabe der vollen Beteiligungsgriffe gefordert. Aber die Versammlung der Zechenbesitzer war anderer Ansicht und Kirdorfs Forderung war gegen die Mehrheit der Syndikatsmitglieder nicht durchzusetzen.

Das Syndikat klagt auch über Arbeitermangel; seit der große Ausstand im Ruhrrevier die Gegensätze zwischen Arbeitern und Bergherren verschärft hat, spielt die Arbeiterfrage bei allen Kombinationen und Prophezeiungen ja eine große Rolle. Auch Das hat Emil Kirdorf richtig vorausgesagt; allerdings nur für das Gebiet der Eisenindustrie. In der letzten Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerks-Gesellschaft wies er darauf hin, daß die Arbeiterverhältnisse im Eisengewerbe sich immer mehr zuspitzen und zu einem Konflikt drängen. Jetzt kann er die Richtigkeit seiner Prognose beinahe schon am eignen Leib spüren: der Nachener Hüttenverein Rothe Erde, der zum Concern der Gelsenkirchener Gesellschaft gehört, ist, in Folge von Streitigkeiten mit den Arbeitern, zum größten Theil stillgelegt worden. Von den viertausend Arbeitern des Hüttenvereins (der von einem Bruder Emils Kirdorf, Geheimrath Adolf Kirdorf, geleitet wird) haben achthundert gekündigt, weil sie ihre Forderungen nicht durchsetzen konnten. Die Verwaltung verlangte die Zurücknahme der Kündigung; sonst werde sie die gesamte Arbeiterschaft des Vereines aussperren. Die Arbeiter gaben nicht nach und so kam es zur Einstellung des Betriebes. Eine Wachtprobe, gewiß; doch auch ein Symptom der verschlechterten Beziehungen zwischen den beiden Hauptfaktoren industrieller Thätigkeit. Daß die Lohnstreitigkeiten als eine symptomatische Erscheinung unserer Wirtschaftperiode angesehen werden und daß ihnen deshalb auch eine erhebliche Bedeutung für die Zukunft beilegt werden muß, geht aus den Geschäftsberichten zweier Elektricitäts-Gesellschaften hervor, die der A. G. O. nah stehen und deren

Berichte wohl nicht ohne Zustimmung des Geheimrathes Emil Rathenau veröffentlicht werden. Die Wöhne, heißt es da, seien zwar überall wesentlich gestiegen, doch dürfe man trotzdem nicht auf dauernden Frieden rechnen. Lange war man gewöhnt: die Arbeiter, wenigstens so weit die Konjunktur in Betracht kam, als *quantité négligable* anzusehen, und nur selten kam Einem der Gedanke, auch für die Dividendenpolitik könne die Arbeiterfrage einmal wichtig werden. Heute sprechen die Arbeiter gern davon, daß ohne ihre Mitwirkung hohe Dividenden nicht zu haben sind; und da sie selten direkt an den Gewinnen der Gesellschaften theilhaftig werden, so schrauben sie ihre Forderungen immer mehr hinauf. Das mag gehen, so lange die hohen Dividenden wirklich verdient sind; wenn sie aber nur dazu dienen, die Aktionäre über die Zukunft der Gesellschaften zu beruhigen, dann bedroht die Steigerung der Lohnansprüche die Rentabilität der Gesellschaften.

Der Bochumer Gußstahlverein, das Eisen- und Stahlwerk Hösch, die Westfälischen Drahtwerke, die Geisweider Eisenwerke, die Aplerbecker Hütte und andere Gesellschaften haben für das am dreißigsten Juni abgelaufene Geschäftsjahr erhöhte Dividendenzahlung vorgeschlagen oder schon beschlossen. Das ist ein erfreuliches Zeichen guten Geschäftsganges; ist vielleicht aber auch von dem Wunsch diktiert, den man in das Dichtermotiv fassen könnte: „Blühet die Rose, eh sie verblühet!“ Wer weiß, was das nächste Jahr bringen wird? Noch kann Niemand genau sagen, wie die neuen Handelsverträge, die höheren Zollsätze wirken werden. Bis jetzt ist noch wenig davon zu merken, weil immer noch Austräge aus der Zeit vor der Wera „erhöhten Schutzes“ zu erledigen sind. Erst wenn das Schild mit der Aufschrift „Ausverkauft bis Ende 1908“ verschwindet, wird ein zuverlässiges Urtheil möglich sein. Einstweilen muß man sich hüten, nur die Sonnenseite der Ereignisse zu sehen. Die Erhöhung der Dividenden ist natürlich sehr angenehm für den Aktionär; aber auch von höheren Unterbilanzen oder verringerten Einnahmen muß man sprechen. Im Bergischen Gruben- und Hüttenverein ist die Unterbilanz noch größer geworden; und die Rolandschütte in Weidenau bei Siegen, die für 1904/05 noch eine kleine Dividende zahlen konnte, ist diesmal ertraglos geblieben. Trotz diesen Symptomen sind selbst skeptische Sachverständige überzeugt, die Hochkonjunktur werde noch eine ganze Weile dauern. Das Schicksal der beiden Gesellschaften, die zu den „reinen“ Hochofenwerken gehören, ist aber lehrreich. Erstens zeigt es, daß die Eisenwerke, die keine eigenen Gruben besitzen, neben den großen gemischten Betrieben einen schweren Stand haben. Neue Vereinigungen von Hütten und Rothen sind also wahrscheinlich; neue Kämpfe zwischen dem Kohlsyndikat und den Aspiranten auf die Hüttengehegen-eigenschaft. Für den Montanmarkt keine erfreuliche Aussicht. Zweitens zeigt die Ertraglosigkeit der beiden Gesellschaften wiederum, daß die Macht der Syndikate allmählich zerbröckelt. Das Rotheisensyndikat hat seine Preise nicht in der richtigen Weise den höheren Selbstkosten der Werke anzupassen vermocht; es ist mit seinen Preiserhöhungen stets post festum gekommen, so daß die Hütten nichts mehr davon hatten. Dann kam die unglückliche Geschichte mit der aufgehobenen, wieder beschlossenen und abermals aufgehobenen Ausfuhrvergütung, die auch nicht gerade günstig auf die geschäftliche Lage wirkte. Eine Krisenzeit, die unsere großen Kartelle kraßlos fände, würde aus aber ein sehr böses Schauspiel bescheren. Drittens erinnern die schlechten Jahresabschlüsse an die Thatsache, daß hohe Rohmaterialpreise die Vorboten nahenden Unheils zu sein pflegen. Kohle, Erze, Kupfer, Blei, Zinn,

Zink sind in letzter Zeit wesentlich theurer geworden. Bis vor einigen Monaten stiegen die Preise noch in gemäßigtem Tempo und man durfte hoffen, daß die Lehren der letzten Krisis nicht vergessen seien. Dann aber ging's plötzlich im Sturmschritt aufwärts. Wiederholt sich die Erfahrung, daß der Konsum bei beträchtlich erhöhten Preisen nachläßt, so kann der Absturz noch schneller erfolgen als der Aufstieg. Vor der Krisis des Jahres 1901 wurde die vorsichtige Preispolitik des Kohlenyndikates gerühmt und auch nachher noch hieß es, diese Vorsicht habe die Wucht der Katastrophe vermindert. Heute kann man dem Verband solches Lob nicht mehr spenden; bei der Preissteigerung steht er ja vornan. Daß der Stahlwerkverband, mit Rücksicht auf die Geldverhältnisse, die den Absatz ohnehin erschweren, die Halbzeugpreise nicht noch weiter erhöht hat, wird ihm vielfach als Verdienst angerechnet. In diesem Entschluß kam wohl die Unsicherheit des Urtheils über die Marktlage zum Ausdruck; und daneben der Wunsch, für die Erneuerung des Syndikates rechtzeitig das Mögliche zu thun. Man braucht für sich gutes Wetter und läßt deshalb die Abnehmer, für die man sonst nicht allzu gütlich sorgt, diesmal lieber ungeschoren.

Der Verein für den Verkauf von siegerländer Roheisen muß nächsten über seine Lebensdauer, das Traktatsyndikat über die Erneuerung des Vertrages schlüssig werden und noch andere Entscheidungen stehen im Bereich der Syndikate bevor. Niemand weiß, wie die Organisationen aussehen werden, die künftig das Verhältnis von Angebot und Nachfrage regeln sollen. Unsicherheit auf der ganzen Linie. Die Einzelunternehmer bemühen sich, Kapitalserhöhungen und Betriebserweiterungen durchzuführen; und je stärker die einzelnen Gesellschaften sind, desto mehr fordern sie natürlich auch und desto schwieriger ist es für ein Kartell, alle Wünsche unter einen Hut zu bringen. Die Frage, ob Syndikat oder Trust, ist bei uns noch immer nicht beantwortet. Im letzten Jahr war die Stimmung eher für die Trustform. Im Grunde ist's eine Geldfrage. Die Trustbildung setzt große Kapitalien voraus (siehe Gelsenkirchen-Schalker-Rohe-Erbe mit ihren starken Kapitalvermehrungen), die nur auf einem leistungsfähigen Geldmarkt zu haben sind. Heute ist das Geld aber knapp. Der Wechselzinsfuß hält sich auf einer Höhe wie sonst nie um diese Zeit; und vielleicht bleibt der Satz von 4½ Prozent im Jahr 1906 der niedrigste. Dieser Umstand würde gegen die Möglichkeit von Trustbildungen sprechen; dafür spricht, daß die Banken ihre Beziehungen zur Industrie immer enger knüpfen, also von industriellen Geschäften immer abhängiger werden und den großen Gesellschaften (für die kleinen werden die Kreditverhältnisse immer unbequemer) von Jahr zu Jahr mehr Kredit geben müssen. Manche Pessimist meint, die Gefahr dieser Intimität zwischen Großbanken und Großindustrie werde sich erst bei einer neuen Krisis enthüllen. Der Werth der industriellen Engagements hängt von der Entwicklung der Kurse, also von der Börsentendenz ab. Entstehen Verluste, so muß abgeschrieben werden (wenn die Papiere nicht schon so niedrig zu Buch stehen, daß Kurseinbußen antizipirt sind). Entwerthen sich die Industriebeteiligungen der Banken, so ist eine unvermeidliche Folge aber auch, daß der Industrie die Beschaffung neuen Kapitals für eine Weile erschwert wird. Das Verhältnis hat also auch eine Schattenseite. Doch die Banken haben diesmal von dem hohen Geldzinsfuß ansehnlichen Nutzen gehabt und können deshalb mit größerer Sicherheit als andere Aktiengesellschaften auf guten Jahresertrag hoffen.

Ladon.

Dampfpflüge bauen wir in den bewährtesten Constructionen. **Strassenlocomotiven** und **Dampfstrassenwalzen** bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
per Telefon: Amt VI, 3019, Amt IX, 9191, Amt III, 2603 u. 2623

Die Direktion.



Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).
Literatur: Dr. med. Max Aash, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlich darstellender. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Schriftsteller!



Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205, an Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Unerreicht feinsten goldgelber
Zuckerhonig
5 Pfd. inkl. Emailletopf Mk. 1.60, 10 Pfd. inkl. Emailletopf Mk. 3.—, 10 Pfd. inkl. Emailleimer Mk. 2.60, 25 Pfd. inkl. Emailleimer Mk. 6.50
100 Pfd. Mk. 20.—. Nutzen 350%, Klostertropfen 350%, Nutzen, selbst. Tafelliqueur (Benedictinerart) in Steinkrügen à Ltr. Mk. 2.50 ab hier g. Nachh. **Mecklenburgische Honigwerke, Oskar Busse, Malchow i. M. No. 17.**

Secession Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1.— Mk., Sonntags 0.50 Mk.

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinstefreie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Gallensteinkranke mit Kurhaus Nieder-Schönhausen
Klinik (Sanatorium) für Berlin. (Nagen-, Darm-, Leberleidende).
Einheitliche Behandlung.
Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.
Idyllischer gesunder Landaufenthalt zur Kur, Nachkur und Erholung. Schönste Lage im königlichen Park Beste Verpflegung.
Dr. B. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königsgräberstrasse 110

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3.00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung im geschloss. Räumen, Original
Bier-Abteilung. Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. **Original Pilsner — Weißenstephan — Berliner Bockbiererei.**
Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.
Hermann Otto, Hoflieferant.

Dr. Rumler'sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschliesslich diesem Leiden widmet und im langjährigen Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Sanatorium in Meiningen

in Thüringen für Nervenkranken u. Entziehungskuren. Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow. J 55.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.



Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche
Schwefelseife

Waschen, Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**
Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
Sommerprossen etc. und ist unerlässlich zur
Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.
Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pf.
3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin W. 30, Frobenstr. 21



Erzielt
schon
nach
kurzem
Gebrauch

schöne
zarte
jugend-
frische
Haut.

Georg Hessing's Technisch-Orthopädische Heilanstalt Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und Knöchelgelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule, von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses, Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbelsäule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-Luxation, auch nach erfolgloser Einrenkung und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen — Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gesichert.
Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende
man sich ausschliesslich an:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Niemand kaufe
wieder
Spielwaren



ohne d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt Jr.,
Gössnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bess. Spielwaren-Geschäften erhält.

Geld- u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!
Blutend. Nerven, lichte Körperbeschaffen-
heiten, weisse Nigge besitzen die beschr.
Paul's Hekules-**Desserts,**
Nähr- und Kraft-
und versenkend, Blut, Fett- u. Insekten-
bilden, regen d. Appetit an, für den Magen
außerordentl. leicht verdaulich f. Erwachsene
u. Kinder. In einer Woche schon bis 6 Pfund
zunahme. Garantiert völlig schmerzlos.
Nur 2 Mark pro Dose. Karton 10, 400 Stk.
3 Kartons 12, 12. —. Preis p. Dose 1 Mark.
Georg Pohl, Berlin, Rosenstraßen 10.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe. 317 Seiten Gr. 8°
M. 7.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—. Aus
jährliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.
Habsburgerstr. 10.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituelles Waschen überflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.

Freitag, d. 31./8., Sonnabend, d. 1./9., Sonntag, den 2./9. und Montag, den 3./9.

Sganarell.**Der bürgerl. Edelmann.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Lortzing Theater

Belle Alliancestr. 7/8

Direktion: **Max Garrison.****Eröffnung Sonnab., d. 1. Septemb.**

Nach sorgfält. Einstud. u. in glänz. Ausstattung

Zar und Zimmermann.

Komische Oper

Direktion: **Hans Gregor.**Freitag, den 31./8. **Die Bohème.**

Sonnabend, den 1./9. Zum 200. Male.

Hoffmanns Erzählungen

Sonntag, d. 2./9. **Hoffmanns Erzählungen.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

**Schneider-Duncker und
Rudolph Nelson's**

**Cabaret
Roland von Berlin**

Potsdamerstrasse 127.

Täglich präcise 11 Uhr
(Sonntags geschlossen).

Entree 3.20 Mk.

folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.

Dir. **Felix Berg.**

Premiere

Sonnabend, den 1. September.

Patentbureau Arendt
Friedrichstr. 26
Berlin

Passage-Theater.

Unter d. Linden 22.

Anfang 8 Uhr.

Variété ersten Ranges.

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.

Freitag, d. 31./8. **Cäsar u. Cleopatra.**Sonnab., d. 1./9. **Der Kaufmann v. Venedig.**Sonntag, d. 2./9. **Ein Sommernachtstraum.**Montag, d. 3./9. **Der Kaufmann v. Venedig.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lustspielhaus in Berlin

Täglich:

Anfang 8 Uhr.

Spatzenliebe

Gastspiel: **Harry Walden.**

Kleines Theater.

Freitag, den 31./8. 8 Uhr.

Kinder der Sonne

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 9 Bildern von **Julius Freund**Musik von **Victor Hollaender.****Bender.****Giampietra.****Joseph.****Steidl.****Massary.****Lilly Walter.**

Walhalla-Variété-Theater.

Weinbergsweg 19-20. Am Rosenthaler Thor

Direktion: **P. Saitmacher.**

Eröffnung:

Sonnabend, den 1. September.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr

Eliteprogramm Schlager aus Schlager.

1855

gegr.

MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG

für

Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Gegr. 1855



Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

8 Mittelmeerfahrten
mit dem Dampfschiff „Dietrich“.
1. Abreise am 17. Okt. u. 12. Nov.
2. „Dietrich“ 18. Okt. u. 13. Nov.
3. „Dietrich“ 19. Okt. u. 14. Nov.
4. „Dietrich“ 20. Okt. u. 15. Nov.
5. „Dietrich“ 21. Okt. u. 16. Nov.
6. „Dietrich“ 22. Okt. u. 17. Nov.
7. „Dietrich“ 23. Okt. u. 18. Nov.
8. „Dietrich“ 24. Okt. u. 19. Nov.
Preis 100 Mk. 1. Klasse, 60 Mk. 2. Klasse, 30 Mk. 3. Klasse.
Abreise von Hamburg am 17. Okt. u. 12. Nov.

Große Ostfahrt
mit dem transatlantischen
Dampfschiff „Dietrich“.
1. Abreise am 17. Okt. u. 12. Nov.
2. „Dietrich“ 18. Okt. u. 13. Nov.
3. „Dietrich“ 19. Okt. u. 14. Nov.
4. „Dietrich“ 20. Okt. u. 15. Nov.
5. „Dietrich“ 21. Okt. u. 16. Nov.
6. „Dietrich“ 22. Okt. u. 17. Nov.
7. „Dietrich“ 23. Okt. u. 18. Nov.
8. „Dietrich“ 24. Okt. u. 19. Nov.
Preis 100 Mk. 1. Klasse, 60 Mk. 2. Klasse, 30 Mk. 3. Klasse.
Abreise von Hamburg am 17. Okt. u. 12. Nov.

2 Weltreisenfahrten
mit dem transatlantischen
Dampfschiff „Dietrich“.
1. Abreise am 17. Okt. u. 12. Nov.
2. „Dietrich“ 18. Okt. u. 13. Nov.
3. „Dietrich“ 19. Okt. u. 14. Nov.
4. „Dietrich“ 20. Okt. u. 15. Nov.
5. „Dietrich“ 21. Okt. u. 16. Nov.
6. „Dietrich“ 22. Okt. u. 17. Nov.
7. „Dietrich“ 23. Okt. u. 18. Nov.
8. „Dietrich“ 24. Okt. u. 19. Nov.
Preis 100 Mk. 1. Klasse, 60 Mk. 2. Klasse, 30 Mk. 3. Klasse.
Abreise von Hamburg am 17. Okt. u. 12. Nov.

Hamburg-Berlin-Asien.
Schnelle Verbindung.
Am Montag an den von
Berlin nach Hamburg
ausgehenden Dampfer „Dietrich“
aus Hamburg nach Berlin
abreisende Passagiere
können sich am Montag
nach Berlin begeben.
Preis 100 Mk. 1. Klasse, 60 Mk. 2. Klasse, 30 Mk. 3. Klasse.
Abreise von Hamburg am 17. Okt. u. 12. Nov.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsfahrten.

**Herbst- Trauben-
Winterkuren**

Oberwaid ob. d. Bodensee.
bei St. Gallen (Schweiz)

Sana-
torium I. Rgs.
nach Dr. Lehmann.
Günstige Erfolge; auch
für Erholungsbedürftige; und
zur Nachkur geeignet. Aller Kom-
fort, elektrisches Licht, Zentral-Heizung.
2 Aerzte, 1 Aerztin. Illustrierter Prospekt frei.

Restaurant und Bar Riche
Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen.
Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler.
Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel,
Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungs-
briefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine
Denkschrift über das Dresdner Hausgerät
Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preis-
buch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche.
WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-
STR. 17; VERKAUFS- UND AUS-
STELLUNGSRÄUME: RINGSTR. 15.

Löwenbrauerei Aktiengesellschaft zu Hohen-Schönhausen bei Berlin.

Nom. **M. 1 000 000.—** Aktien

No. 1—1000 zu je M. 1000.—

der

Löwenbrauerei Aktiengesellschaft

zu Hohen-Schönhausen bei Berlin

sind zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen worden. — Prospekte
sind bei mir erhältlich.

Berlin, im August 1906.

A. Falkenburger.

Fussschweiss auch Hand- und
Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch

„**Miotan**“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Eheschliessungen in England.

Führer d. d. betr. Gesetze und Ratgeber
für Eheschliess.-Recht. Preis 1,50 M. Verlag:
Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

Automobile

sowie Zubehör
kauft u. beleibt
Berthold, Berlin
Rippenstrasse 55.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 85, Steglitzerstr. 84.
Beginn d. Wint.-Sem. 16 Okt. Prosp. gratis.
Der Leiter: **Dr. jur. R. Wrede.**

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,30 für Porto unter Convert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 76.

Schockethal bei Cassel.

Idéal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge.
Märchenh. Lage, Waldpk., Wassersport, Jagd.
Prosp. Equip. Teleph. Dirg. Arzt: **Dr. Schoenlitz.**



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA
New-York via Southampton, Cherbourg
LONDON PARIS
Baltimore-Galveston-Cuba
Süd-Amerika: Brasilien-La Plata
Mittelmeer: Aegypten
Ostasien-Australien
Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben
Norddeutscher Lloyd
Bremen

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.

Goerz Triärer Binocle,
Hensoldt's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.

Inhaber
Schoenfeld & Co. Hermann Rascher,
BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9

„Sanatorium Zackental“

Bahmlinie: Warmbrunn-Schreiberthau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, nervösen u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtung. Romantische windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Hartsch, dir. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Bückerstr. 118.

Nachahmung ist die aufrichtigste Form der Schmeichelei!

(Imitation is the sincerest form of flattery!)

Es gibt keinen Sekttrinker, der nicht wüsste, dass die Firma Henkell & Co. es war, die vor vielen Jahren durch Schaffen der Marke „Henkell Trocken“ das Wort „Trocken“ derart in den breitesten Massen des Publikums bekannt machte, dass heute für jedermann die Bezeichnung „Trocken“ für Sektunlöslich mit dem Namen „Henkell“ verknüpft ist!

Die Versuche, das Wort „Trocken“ der Öffentlichkeit gegenüber in Verbindung mit anderen Schaumweinen zu bringen, bedeuten daher für Deutschlands führende Sektmarke die denkbar beste, unbeabsichtigte Empfehlung, da jeder Kundige stets zu lesen glaubt:
„Henkell Trocken“.